

39

Bamberger Studien zu Literatur,
Kultur und Medien

Teigtaschen, Trauma und Transit

Migrationspoetische Aspekte
in der russlanddeutschen Gegenwartsliteratur

Arnold Kloninger



39 Bamberger Studien zu Literatur,
Kultur und Medien

Bamberger Studien zu Literatur,
Kultur und Medien

hg. von Andrea Bartl, Jörn Glasenapp, Iris Hermann,
Christoph Jürgensen, Friedhelm Marx

Band 39

Teigtaschen, Trauma und Transit

Migrationspoetische Aspekte in der russlanddeutschen
Gegenwartsliteratur am Beispiel von Eleonora Hummels
Die Fische von Berlin (2005) und Elina Penners *Nachtbeeren* (2022)

Arnold Kloninger

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist als freie Onlineversion über das Forschungsinformationssystem (FIS; <https://fis.uni-bamberg.de>) der Universität Bamberg erreichbar. Das Werk – ausgenommen Cover, Zitate und Abbildungen – steht unter der CC-Lizenz CC BY.



Lizenzvertrag: Creative Commons Namensnennung 4.0
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Herstellung und Druck: docupoint, Magdeburg
Umschlaggestaltung: University of Bamberg Press
Umschlagbild: Colourbox, #36996945

© University of Bamberg Press, Bamberg 2025
<https://www.uni-bamberg.de/ubp>

ISSN: 2192-7901 (Print) eISSN: 2750-7912 (Online)
ISBN: 978-3-98989-050-3 (Print) eISBN: 978-3-98989-051-0 (Online)

URN: <urn:nbn:de:bvb:473-irb-1062156>
DOI: <https://doi.org/10.20378/irb-106215>

Inhalt

1. Einleitung.....	7
2. ‚Migrationsliteratur‘ – Ein problematischer Begriff.....	14
3. Kontextfaktoren.....	22
3.1 Zum Begriff ‚Russlanddeutsche‘.....	22
3.2 Geschichte der Russlanddeutschen.....	26
3.3 Literaturgeschichte der Russlanddeutschen.....	30
4. Analyse.....	40
4.1 <i>Die Fische von Berlin</i>	40
4.1.1 Russland, das weiße Grab – Deutschland, das Paradies.....	41
4.1.2 Trauma- und Vergangenheitsbewältigung.....	53
4.1.3 Ewiger Transit.....	61
4.1.4 Zwischenfazit.....	71
4.2 <i>Nachtbeeren</i>	73
4.2.1 Identitätskrise als Todeszustand.....	73
4.2.2 Verhandlung von Sozioökonomie.....	86
4.2.3 Bedeutungsgehalte des Essens.....	99
4.2.4 Zwischenfazit.....	107
5. Vergleich und Zusammenfassung.....	109
Siglenverzeichnis.....	115
Literaturverzeichnis.....	116

1. Einleitung

Wer bin ich?
Auslandsdeutscher,
Volksdeutscher,
Russlanddeutscher,
Sowjetdeutscher,
Deutschstämmiger Sowjetbürger,
Deutschrusse auch –
Was noch?
Ach, was denn noch?
Doch, doch, ja noch:
Hier Aussiedler, da Umsiedler,
Emigrant und Immigrant,
Auswanderer und Einwanderer,
Verschleppter Häftling noch dazu,
Aus dem Gewahrsam fremden Staates schließlich freigegeben,
Russischer Bürger deutscher Zunge,
Ein fremder Deutscher,
Vertriebener und Flüchtling –
Ausgewiesen. Eingewiesen – integriert und angepasst!
Was will man denn von mir?
[...]
Heimkehrer bin ich doch –
ein Deutscher, weiter nichts!¹

Dieses Gedicht der Lyrikerin Irmgard Stoldt (1912–1998) bringt auf zuge-spitzte Weise die Lebenserfahrung vieler Russlanddeutscher zum Aus-druck: Obwohl von der ethnischen Abstammung her Deutsche, galten sie nach ihrer Migration aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland nie wirklich als deutsche Landsleute. Stattdessen wurden sie als Spätaussiedler², Russlanddeutsche, Deutschrussen oder schlichtweg auch ‚die Russen‘ etikettiert. Anders gesagt: Sie waren „zuhaus fremd“³. Dies war für viele Russlanddeutsche umso desillusionierender, als dass sie in der Sowjetunion wiederum als ‚die Deutschen‘ angesehen wurden

¹ Zitiert nach Kirjuchina: Sowjetdeutsche Lyrik, S. 362.

² Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird in dieser Arbeit nur die männliche Form verwendet. Es sind aber selbstverständlich alle anderen Geschlechter mitgemeint.

³ So der Titel eines Sammelbandes von Ipsen-Peitzmeier und Kaiser zu den Integrations-schwierigkeiten von russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern, vgl. Ipsen-Peitzmeier/Kaiser: Zuhause fremd, o. P.

und insbesondere seit dem Zweiten Weltkrieg Repressionen und Diskriminierung ausgesetzt waren. Die erhoffte ‚Heimkehr‘ in das Land der Vorfahren entpuppte sich für die Russlanddeutschen damit schnell als naive Sehnsucht.

Die Frage ‚Wer bin ich?‘, die dem Gedicht von Stoldt überschrieben ist, kann folglich auch als Leitfrage einer jeden russlanddeutschen Migrationsbiographie betrachtet werden. Und es gibt wohl kaum ein Medium, das sich besser für die schwierige Suche nach der Antwort auf diese Frage eignet, als die Literatur. Wie die spezifische russlanddeutsche Migrationserfahrung literarisch verarbeitet wird, soll daher im Mittelpunkt der vorliegenden Studie⁴ stehen. Dazu werden zwei Romane näher analysiert: Eleonora Hummels *Die Fische von Berlin* aus dem Jahr 2005 sowie Elina Penners 2022 erschienenes Buch *Nachtbeeren*. Die Literatúrauswahl spiegelt dabei beispielhaft die besondere Situation der „doppelte[n] Desintegration“⁵ wider: Während *Die Fische von Berlin* in der Sowjetunion der 1980er Jahre spielt und von den vergeblichen Ausreisebemühungen der russlanddeutschen Familie Schmidt sowie den Diskriminierungen und der Gewaltgeschichte insbesondere der Großelterngeneration erzählt, ist die Handlung von *Nachtbeeren* im Deutschland des Jahres 2020 angesiedelt und verhandelt die Identitätsprobleme und Integrationsschwierigkeiten einer russlanddeutsch-mennonitischen Familie in der bundesdeutschen Gesellschaft. Die Arbeit sucht vor allem zwei Fragen zu beantworten. Erstens: Mit welchen literarästhetischen Verfahren werden im gewählten Textkorpus Aspekte der russlanddeutschen Migrationserfahrung verarbeitet? Und zweitens: Unterscheiden sich die verwendeten literarästhetischen Strategien je nach Verarbeitung eines anderen Zeitpunktes der Migrationsbiographie? Erfolgt die Verarbeitung der Situation in Deutschland somit auf andere Weise als diejenige in der Sowjetunion?

Literatur russischer Einwanderer ist seit den frühen 2000er Jahren verstärkt im Fokus der medialen Aufmerksamkeit, sodass die Forschung von

⁴ Diese Studie wurde im Sommersemester 2024 als Bachelor-Arbeit im Studienfach Germanistik an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg eingereicht. Ich danke meiner Betreuerin Frau Prof. Dr. Andrea Bartl für die Möglichkeit zur Publikation.

⁵ Isterheld: Zugluft Europas, S. 280.

einem „Eastern European turn“⁶ und einer „Osterweiterung“⁷ gesprochen hat. Tatsächlich handelt es sich bei dem Großteil der erfolgreichen deutsch-russischen Literatur aber fast vorwiegend um Werke russisch-jüdischer Autoren. Diese stellen die zweite große Gruppe im russischen Migrationskollektiv dar, sie sind jedoch anders als die (Spät-)Aussiedler nicht von deutscher Abstammung und kamen auch unter anderen rechtlichen Voraussetzungen nach Deutschland. Zu ihnen zählen Autoren wie Wladimir Kaminer (*Russendisko*, 2000), Lena Gorelik (*Meine weißen Nächte*, 2004), Alina Bronsky (*Scherbenpark*, 2008) oder Olga Grjasnowa (*Der Russe ist einer, der Birken liebt*, 2012). Bei den russlanddeutschen Autoren blieben ähnlich große literarische Erfolge bisher allerdings aus: Eleonora Hummel galt lange Zeit als einzige namhafte russlanddeutsche Schriftstellerin, deren Werke ausgezeichnet oder von der Forschung beachtet wurden. Dies hat sich bis heute kaum geändert: Zwar sind in jüngster Zeit mit Viktor Funk (*Bienenstich*, 2023) und Elina Penner zwei weitere russlanddeutsche Autoren mit beachtlichen Debüts auf dem Literaturmarkt in Erscheinung getreten, doch haben sie noch lange nicht den Status der weit erfolgreicherer russisch-jüdischen Autoren erreicht. Daneben ließe sich noch Lena Klassen als weitere russlanddeutsche Autorin anführen, in ihren Werken beschäftigt sie sich allerdings nicht mit russlanddeutschen Migrationserfahrungen, sondern schreibt vorwiegend Fantasy-Romane. Autoren, die noch zu Sowjetzeiten deutsche Literatur schrieben, wie Johann Warkentin, Nelli Wacker, Wendolin Mangold, Nora Pfeffer oder Hugo Wormsbecher, gelten hingegen als weitgehend unbekannt und nur von einer sehr überschaubaren Zahl an Forschungsbeiträgen untersucht.

Dieses Ungleichgewicht in den Bucherscheinungen zwischen (Spät-)Aussiedlern und russisch-jüdischen Einwanderern überrascht, denn ist die Zahl der in Deutschland lebenden Russlanddeutschen um ein Vielfaches höher als die der Menschen russisch-jüdischer Abstammung:⁸ Während die Gruppe der Russlanddeutschen auf 2,5 Millionen geschätzt wird, beträgt die Zahl russisch-jüdischer Einwanderer gerade einmal 220.000.⁹

⁶ Haines: Introduction, S. 145.

⁷ Ackermann: Osterweiterung, S. 13.

⁸ Auf diese Asymmetrie bei den Buchpublikationen macht vor allem Isterheld aufmerksam, vgl. Isterheld: Zugluft Europas, S. 31–32.

⁹ Vgl. für beide Zahlen Panagiotidis: Postsowjetische Migration, S. 17.

Das Ungleichgewicht spiegelt sich auch in der Forschungsliteratur wider: Die Werke russisch-jüdischer Autoren sind viel häufiger Gegenstand von literaturwissenschaftlichen Analysen. Nicht selten werden Texte beider deutsch-russischen Gruppen in Studien sogar subsumiert untersucht.¹⁰ Dieses Vorgehen ist angesichts der wenigen russlanddeutschen Texte nachvollziehbar. Beide Gruppen weisen schließlich eine ähnliche kulturelle Sozialisation auf, galten beide in der Sowjetunion als marginalisiert und teilen ähnliche Migrationserfahrungen. Andererseits läuft man bei einer gleichen Betrachtung beider Gruppen Gefahr, die Spezifika der jeweiligen Kollektive außer Acht zu lassen. Trotz aller Ähnlichkeiten unterscheiden sich Russlanddeutsche und russische Juden in ihrer Historie, ihren Lebensumständen und ihren Identitätsvorstellungen. Ein tiefergehendes Verständnis ihrer Literatur kann daher nur erfolgen, wenn man eine Lesart vor dem Hintergrund der Besonderheiten der jeweiligen Gruppe anlegt. Der Fokus auf allein die Russlanddeutschen, wie in dieser Arbeit konzipiert, ermöglicht daher zum einen, das spezifische Dilemma der Russlanddeutschen und die daraus resultierenden Folgen für die literarische Verarbeitung weit stärker in den Blickpunkt zu nehmen. Zum anderen kann mit dieser Arbeit ein Beitrag dazu geleistet werden, das bisher stark vernachlässigte Forschungsfeld¹¹ der russlanddeutschen Literatur um neue Erkenntnisse zu erweitern.

Das Desinteresse an den Russlanddeutschen zeigt sich nicht nur in der Forschung, sondern auch im öffentlichen Diskurs. Über die Belange von (Spät-)Aussiedlern wird selten berichtet, und wenn doch, wird von ihnen, wie zuletzt besonders spektakulär im so genannten ‚Fall Lisa‘ von 2016, das Bild einer rechtsorientierten Gruppe von Putin-treuen gezeichnet.¹² Geschichte und Herkunft scheinen vielen bis heute weitgehend unbe-

¹⁰ So beispielsweise bei Isterheld: *Zugluft Europas*, Riedel: Interkulturelle Gegenwartsliteratur oder Blum-Barth: *Überblick*. In der Einführung von Hofmann/Patrut zu interkultureller Literatur werden beide Gruppen schlichtweg unter der Kapitelbezeichnung „Deutsch-russische Literatur nach 1989“ (Hofmann/Patrut: *Interkulturelle Literatur*, S. 97) zusammengefasst, in der Überblicksdarstellung dominiert dann aber in weitem Maße die russisch-jüdische Literatur, Eleonora Hummels Werk kommt gerade einmal ein kurzer Absatz zu (vgl. ebd., S. 103).

¹¹ Ein Überblick über die Forschung zu russlanddeutscher Literatur erfolgt in Kapitel 3.3, zu Eleonora Hummels Werk im Speziellen in Kapitel 4.

¹² Für eine nähere Analyse vgl. Panagiotidis: *Postsowjetische Migration*, S. 159–161.

kannt zu sein, was sich in der vielfachen Stereotypisierung als ‚Deutsch-russen‘ und ‚Russen‘ äußert.¹³ In diesem Zusammenhang kann eine Erforschung der Literatur der Russlanddeutschen einen Teil dazu beitragen, ein Verständnis für die Lebenswelten, Erfahrungen und Ansichten dieser Migrationsgruppe zu schaffen. Wie die schwierige Situation sowohl in Deutschland als auch in Russland, Identitätskonflikte und die bruchvolle Kollektivgeschichte literarästhetisch verarbeitet werden, kann viel über die Selbstverortung der Russlanddeutschen in der deutschen Gesellschaft aussagen und zugleich einen Gegendiskurs zu der stereotypbehafteten öffentlichen Darstellung dieser Migrationsgruppe anstoßen.

Die Relevanz der Erforschung russlanddeutscher Literatur ergibt sich aber vor allem auch aus der aktuellen weltpolitischen Lage: In Zeiten globaler Migrationsströme sind die Themen Einwanderung und Identität omnipräsent. Literatur kann in einzigartiger Weise für die Belange von Migrationsgruppen sensibilisieren und Erfahrungen des Ankommens, der Entfremdung und der Identitätssuche artikulieren. Dass Migrationsliteratur kein Nischenphänomen ist, beweist eindrücklich die Vergabe renommierter Buchpreise wie des Deutschen Buchpreises für Saša Stanišićs *Herkunft* im Jahr 2019 oder des Georg-Büchner-Preises an Emine Sevgi Özdamar 2022.

Mit dem Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine ist Osteuropa zudem wieder stärker in den Fokus öffentlicher Aufmerksamkeit gerückt. Das postsowjetische geopolitische Erbe wird für die nächsten Jahre unzweifelhaft die politischen Debatten bestimmen. Den Russlanddeutschen kann hierbei eine besondere Vermittlerfunktion zukommen: In der sowjetischen wie auch in der westlichen Sphäre sozialisiert, kann ihre Literatur bisher unbekannte Perspektiven auf Osteuropa offenlegen und somit neue Blickwinkel auf bisher etablierte Geschichtsnarrative schaffen. Auf diese Weise kann russlanddeutsche Literatur zu einem besseren Verständnis von Geschichte und Kultur des osteuropäischen Raums beitragen.

Methodisch steht der Untersuchung von Migrationsliteratur ein ganzer Katalog von Zugangsweisen von Postkolonialismus über Dekonstruktion,

¹³ Zu Vorurteilen gegenüber Russlanddeutschen vgl. ebd., S. 143–152.

Identitäts- und Kulturtheorien bis hin zu Genderaspekten zur Verfügung.¹⁴ Die vorliegende Arbeit möchte sich jedoch methodisch an anderen Studien zu deutsch-russischer Migrationsliteratur orientieren und eine „Verknüpfung von Close- und Wide-Reading“¹⁵ vornehmen. Dem liegt die Auffassung zugrunde, dass eine rein textimmanente Analyse nicht ausreicht, um ein tiefergehendes Verständnis der literarästhetischen Verarbeitung von Migration zu generieren. Ich halte es wie van den Brande, die davon ausgeht, dass „die Spezifität russlanddeutscher Migrationsprozesse und Identitätsverhandlungen eine genaue sozio-historische Lektüre“¹⁶ erfordert. Demnach wird es für die Analyse notwendig sein, Kontextfaktoren wie den rechtlichen Status von (Spät-)Aussiedlern und die russlanddeutsche Geschichte zu klären. In der Textanalyse selbst wird wiederum nach einer textnahen Interpretation verfahren, die die literarästhetischen Verfahren der Verarbeitung von Migration unter inhaltlichen wie sprachlich-formalen Gesichtspunkten untersucht. Die außertextuellen Faktoren dienen dabei als Bezugsrahmen, der zur Erklärung der spezifischen Literarästhetik herangezogen wird. Ziel der Arbeit ist es damit, eine „Poetik der Migration“¹⁷ unter den spezifischen Bedingungen russlanddeutscher Geschichte und Gegenwart freizulegen.

Die Studie gliedert sich wie folgt: In Kapitel 2 wird der nicht unumstrittene Begriff der ‚Migrationsliteratur‘ problematisiert und diskutiert, ob es sinnvoll ist, eine solche Gattung mit der ihr eigenen Poetik anzunehmen. Im Anschluss werden in Kapitel 3 die für die Textanalyse nötigen Kontextfaktoren geklärt. Dazu wird der Begriff der ‚Russlanddeutschen‘ erläutert und dabei auf die rechtlichen Bedingungen der Einwanderung kurz eingegangen (3.1). Darauf wird die Geschichte der Russlanddeutschen in ihren wesentlichen Zügen skizziert (3.2). Schließlich erfolgt eine Darlegung der russlanddeutschen Literaturgeschichte und der Bedingungen ihrer Literaturproduktion und -distribution im Laufe der Jahrhunderte (3.3), um so feststellen zu können, ob inhaltliche wie auch stilistisch-formale Kontinuitäten in ihrer Literatur bestehen. Kapitel 4 widmet sich der

¹⁴ Einen Überblick über den Methodenkatalog bieten Hofmann/Patrut: *Interkulturelle Literatur*, S. 12–21.

¹⁵ Isterheld: *Zugluft Europas*, S. 58.

¹⁶ van den Brande: *Migration, Exclusion and Identities*, S. 154.

¹⁷ So der Titel einer Untersuchung von Hausbacher, vgl. Hausbacher: *Poetik der Migration*, o. P.

Textanalyse. Bei beiden Romanen werden dazu jeweils drei Aspekte näher beleuchtet. Für *Die Fische von Berlin* sind dies das Deutschland- und Russlandbild (4.1.1), die Traumabewältigung (4.1.2) und die Darstellung von Transiträumen (4.1.3), für *Nachtbeeren* wiederum die Inszenierung von Identitätskrisen als Todeszustand (4.2.1), die Verhandlung von Sozioökonomie (4.2.2) und die Bedeutungsgehalte der Essenssymbolik (4.2.3). Zuletzt werden die Ergebnisse in Kapitel 5 verglichen und zusammengefasst.

2. ‚Migrationsliteratur‘ – Ein problematischer Begriff

Seit der Gründung der Bundesrepublik sind in mehreren Einwanderungswellen Menschen aus unterschiedlichen Ländern nach Deutschland migriert. Die im Zusammenhang mit der Migration stehenden Erfahrungen wurden seither in einer Vielzahl von literarischen Texten reflektiert. Es stellt sich die Frage: Kann man bei diesen Texten von einer eigenen Gattung mit ihr spezifischen inhaltlichen und formalen Merkmalen ausgehen? Lässt sich so etwas wie eine Poetik der Migration feststellen? Diese Fragen werden von der Literaturwissenschaft bis heute kontrovers diskutiert. In diesem Kapitel soll daher ein Überblick über den Forschungsdisput gegeben und verschiedene Begriffsvorschläge evaluiert werden. Zugleich sollen Merkmale, die die Forschung als konstitutiv für diese Gattung herausgearbeitet hat, vorgestellt und kritisch beleuchtet werden. Angesichts der Vielzahl an Forschungsbeiträgen kann die Debatte um die Gattung einer ‚Migrationsliteratur‘ an dieser Stelle nicht in ihrer Ausführlichkeit dargelegt werden, stattdessen sollen nur wesentliche Schlaglichter hervorgehoben werden. Für einen umfassenden Forschungsüberblick sei daher auf die einschlägige Sekundärliteratur hingewiesen.¹⁸

Für die im Zuge der durch die Anwerbeabkommen in den 1950er und 1960er Jahren eingewanderten Arbeitsmigranten vorwiegend aus Italien und der Türkei hat sich erstmals der Begriff der ‚Gastarbeiterliteratur‘ herausgebildet. Zu ihr werden Autoren wie Franco Biondi, Rafik Schami und Carmine Chiellino gezählt. Dieser Begriff ist zum einen aus politischen Gründen umstritten, wohnt ihm doch ein „Ausschlusscharakter“¹⁹ inne, der die Rolle von eingewanderten Menschen als ‚Gäste‘ betont und ihnen damit die Zugehörigkeit zur gesamtdeutschen Gesellschaft abspricht. Ferner waren viele der mit diesem Begriff etikettierten Autoren keine Gastarbeiter, sondern Akademiker und Intellektuelle.²⁰ Biondi und Schami selbst schlugen daher den Begriff der ‚Literatur der Betroffenheit‘ vor.²¹

¹⁸ Exemplarisch sei hier Aumüller: Migration und Literatur genannt.

¹⁹ Keiner: Kategorien in der Krise, S. 6.

²⁰ Vgl. ebd., S. 5–6.

²¹ Vgl. Biondi/Schami: Literatur der Betroffenheit, S. 124.

Im Gebrauch war lange Zeit auch die Bezeichnung ‚Ausländerliteratur‘.²² Diese wurde aber als ebenso stigmatisierend kritisiert²³ und ist gerade im Hinblick auf Autoren, die die meiste Zeit in Deutschland gelebt haben oder hier geboren wurden, nicht haltbar.²⁴ Überhaupt scheint bei der Begriffsbildung bis heute ein starker Fokus auf die Herkunft der Autoren zu liegen.²⁵ Eine solche Gattungskonstitution auf Basis „[t]extexterne[r] Aspekte“²⁶ und eines „soziologischen Biografismus“²⁷ ist jedoch aus mehreren Gründen fragwürdig: Zum einen wird die große Vielfalt der Autoren in sozialer, religiöser und kultureller Hinsicht übersehen²⁸ und eine „vermeintliche[] Einheit dieses Genres“²⁹ postuliert, die so gar nicht existiert. Zum anderen zeugt ein Rückgriff auf Extratextuelles auch von einer Rückwärtsgewandtheit von Theorien und Methoden, denn gilt eine Lesart allein vor dem Hintergrund der Biographie nicht als literaturwissenschaftlicher Standard.³⁰ Vor allem haften Gattungsdefinitionen über das Merkmal der Herkunft eine überkommene, an ethnischen Kriterien orientierte Vorstellung von Deutschsein an.³¹ Literatur von Einwanderern über ihre Herkunft gattungsbegrifflich zu fassen, zeugt von einem Denken in der Kategorie der in der Romantik entwickelten Nationalphilologien, die von einer Einheit von Literatur und nationaler Identität ausgehen.³² Doch gerade aus Rezeptions- und Marktgründen wird gerade im Literaturbetrieb dennoch oft an herkunftsorientierten Bezeichnungen festgehalten, um die Vielfalt des Textkorpus unter einem „vermarktungsfähigen Oberbegriff“³³ zu subsumieren und somit eine Nachfrage nach Exotik zu bedienen.³⁴ Bei aller berechtigten Kritik an der Überbetonung von Soziologie und Kultur bei der Gattungsdefinition scheint es dennoch erwägenswert, diese Kategorien zumindest bei einer interpretatorischen

²² So beispielsweise bei Ackermann/Weinrich: Eine nicht nur deutsche Literatur.

²³ Vgl. Keiner: Kategorien in der Krise, S. 6.

²⁴ Vgl. Rösch: Neue Weltliteratur, S. 91.

²⁵ Zu dieser Beobachtung kommt unter anderem Jänchen, vgl. Jänchen: Dritte Stimme, S. 13.

²⁶ Maffli: Bemerkungen, S. 104.

²⁷ Ebd., S. 106.

²⁸ Vgl. Jänchen: Dritte Stimme, S. 15.

²⁹ Weinberg: Was heißt, S. 17.

³⁰ Vgl. ebd.

³¹ Vgl. Jänchen: Dritte Stimme, S. 16.

³² Vgl. Parry: Ende der Nationalliteratur, S. 112.

³³ Meixner: Ost-West-Reise, S. 52.

³⁴ Vgl. ebd., S. 40.

Analyse nicht gänzlich zu suspendieren. Für ein tiefergehendes Verständnis von Migrationstexten bietet sich die Lesart vor dem Hintergrund der Kultur und Geschichte einer Migrationsgruppe geradezu an, können so Verweise auf die Herkunftskultur, Anspielungen und hybride Identitätswürfe zufriedenstellender gedeutet werden.

Neben Herkunft wurde auch Sprache als Kriterium zur Klassifizierung von Migrationstexten herangezogen. Hierbei handelt es sich um Bestimmungsversuche, die den Status der Literatursprache Deutsch als eine Zweitsprache oder Nicht-Muttersprache herausstellen³⁵ und somit ebenso als außerliterarische Begriffsbildungen zu werten sind. Beispielhaft dafür kann der Begriff ‚Chamisso-Literatur‘ herangezogen werden, der durch die Verleihung des Adelbert-von-Chamisso-Preises der Robert Bosch Stiftung geprägt wurde und bis 2012 als Preis „für deutsch schreibende Autor:innen nicht deutscher Muttersprache“³⁶ galt. Vielfach wurde auch versucht, Deleuzes und Guattaris Begriff der ‚kleinen Literatur‘ für Migrationstexte in Anspruch zu nehmen.³⁷ Dieser meint die Literatur „einer Minderheit, die sich einer großen Sprache bedient“³⁸. Begriffsbezeichnungen, die den Sprachstatus der Autoren in den Mittelpunkt stellen, haben jedoch das Problem, dass sie bei Autoren der zweiten und dritten Generation bereits obsolet sind.³⁹

In Anbetracht der vielen Probleme, die mit einem Rekurs auf Herkunft, Biographie, Soziologie oder Sprache für die Gattungskonstitution einhergehen, wurde in der Forschung daher ein Bezug auf inhaltliche Aspekte gefordert. Heidi Rösch unterschied in ihrer Monographie zwischen dem autorzentrierten Begriff der ‚Migrantenliteratur‘ und den eher themenzentrierten der ‚Migrationsliteratur‘ und ‚Literatur zum Thema Arbeitsmigration‘.⁴⁰ Sie gilt als die erste, die eine umfassende Begriffsbestimmung von Migrationsliteratur durchgeführt hat.⁴¹ Ein großer Vorteil einer Definition nach inhaltlichen Aspekten liegt zweifelsfrei darin, dass

³⁵ Vgl. Keiner: Kategorien in der Krise, S. 9.

³⁶ Robert Bosch Stiftung: Adelbert-von-Chamisso-Preis der Robert Bosch Stiftung. <https://www.bosch-stiftung.de/de/projekt/adelbert-von-chamisso-preis-der-robert-bosch-stiftung>, zuletzt aufgerufen am 07.08.2024.

³⁷ So die Beobachtung von Dörr, vgl. Dörr: Deutsche Migrantenliteratur, S. 19.

³⁸ Deleuze/Guattari: Kleine Literatur, S. 24.

³⁹ Vgl. Dörr: Deutsche Migrantenliteratur, S. 20.

⁴⁰ Vgl. Rösch: Didaktische Studie, S. 12–13.

⁴¹ Vgl. Keiner: Kategorien in der Krise, S. 7.

auch Werke von Autoren ohne Migrationshintergrund, die aber über Migrationsthemen schreiben, von diesem Begriff abgedeckt werden.

Eine Weiterentwicklung des Begriffs der Migrationsliteratur stellt der der ‚interkulturellen Literatur‘ dar, der inzwischen als recht etabliert gilt, was an Titeln von Handbüchern und Einführungswerken wie *Einführung in die interkulturelle Literatur*⁴² oder *Interkulturelle Literatur in Deutschland: Ein Handbuch*⁴³ erkennbar wird. Anders als bei ‚Migrationsliteratur‘ rücken bei interkultureller Literatur thematisch nicht allein die Erfahrung der Migration, sondern sämtliche Formen von Kulturkontakt in den Fokus.⁴⁴ Der Begriff scheint daher passender für die in der heutigen Globalisierung vielfältigen Formen von kulturellem Austausch, die nicht allein auf Migration zurückzuführen sind.⁴⁵ Als inhaltliche Charakteristika einer solchen interkulturellen Literatur können als Stichworte Identitätsfragen, Alterität, Eigenes und Fremdes, Zugehörigkeit, Grenzgänge u. a. m. genannt werden.⁴⁶ Doch auch die Bezeichnung ‚interkulturelle Literatur‘ blieb nicht ohne Kritik. Wolfgang Welsch monierte, dass der Begriff ‚Interkulturalität‘ von homogenen, separierten Kulturen ausgehe, die miteinander in Kontakt treten.⁴⁷ Diese Vorstellung entspreche jedoch nicht der Realität, viel mehr sind Kulturen durch gegenseitige Durchdringung und Vermischung gekennzeichnet, klare Grenzen können kaum gezogen werden.⁴⁸ Er schlug stattdessen den Begriff der ‚Transkulturalität‘ vor, der seither auch in der Begriffsbezeichnung ‚transkulturelle Literatur‘ Niederschlag gefunden hat.

Dass eine Begriffsbestimmung durch Inhalt möglich ist, wird zuweilen aber auch bestritten. Einige Forscherstimmen lehnen eine begriffliche Sonderung von Migrationstexten deshalb inzwischen ab. So sieht Meixner auf struktureller und inhaltlicher Ebene eine größere Nähe zu anderen Gattungen, wie beispielsweise dem Entwicklungsroman.⁴⁹ Das in diesen Texten häufig geschilderte Problem, keine festen Referenzen

⁴² Vgl. Hofmann/Patrut: Einführung.

⁴³ Vgl. Chiellino: Handbuch.

⁴⁴ Vgl. Hofmann/Patrut: Einführung, S. 7–8.

⁴⁵ Vgl. Schmitz: Einleitung, S. 8.

⁴⁶ Vgl. Jänchen: Dritte Stimme, S. 20.

⁴⁷ Vgl. Welsch: Transkulturalität, S. 26–27.

⁴⁸ Vgl. ebd.

⁴⁹ Vgl. Meixner: Ost-West-Reise, S. 47.

für die Identitätsbildung zu besitzen, sieht sie nicht als Charakteristikum der Migrationsliteratur, sondern als typisch für die Postmoderne.⁵⁰ Davon abgesehen sind Themen wie Migration und Kulturkontakt seit jeher Themen der Literatur gewesen, wie Hofmann/Patrut literaturgeschichtlich darlegen.⁵¹ Migrationsliteratur steht damit nur in einer Tradition „kultur-reflexive[r] Gattungen“⁵² wie Exil- oder Reiseromanen, die zu allen Zeiten hervorgebracht wurden. Rösch plädiert in einer ihrer späteren Arbeiten sogar dafür, das Konzept von monokultureller Literatur hinter sich zu lassen und angesichts der Globalisierung von einer ‚Weltliteratur‘ zu sprechen.⁵³

Die Argumente für eine Ablehnung jeglicher Gattungsdefinitionen von Migrationstexten mögen nachvollziehbar sein, doch besteht dabei immerzu die Gefahr einer „nivellierende[n] Reduzierung“⁵⁴. Auch Keiner weist darauf hin, dass eine Begriffsbildung unerlässlich ist, „ist sie doch Grundvoraussetzung zur Beschreibung und Bestimmung eines bestimmten Forschungsgegenstandes und der Texte, die sich daraus [...] ergeben.“⁵⁵

Neben außertextuellen und inhaltlichen Faktoren bleiben daher noch formale Aspekte als mögliche gattungskonstitutive Merkmale zu diskutieren. Eva Hausbacher erarbeitet in ihrer Monographie *Poetik der Migration* wesentliche ästhetische Verfahren, die für solche Texte charakteristisch sind: Dies sind unter anderem die kulturelle Hybridität der Figuren,⁵⁶ Multiperspektivität der Erzählweise,⁵⁷ eine „Duplizität von Raum und Zeit“⁵⁸, nach der sowohl mehrere Räume als auch Zeitebenen jeweils miteinander verschränkt werden, Mehrsprachigkeit und Heteroglossie⁵⁹ sowie der Einsatz von Ironie, Parodie und Groteske, um das Denken in fest-

⁵⁰ Vgl. ebd.

⁵¹ Vgl. Hofmann/Patrut: Einführung, S. 22–58.

⁵² Esselborn: Neue Zugänge, S. 57.

⁵³ Vgl. Rösch: Neue Weltliteratur, S. 108–109.

⁵⁴ Hausbacher: Poetik der Migration, S. 27.

⁵⁵ Keiner: Kategorien in der Krise, S. 4.

⁵⁶ Vgl. Hausbacher: Poetik der Migration, S. 117.

⁵⁷ Vgl. ebd.

⁵⁸ Ebd., S. 118.

⁵⁹ Vgl. ebd.

gefährten Oppositionen wie fremd/eigen zu entlarven und zu unterwandern.⁶⁰ Hausbacher weist jedoch zugleich darauf hin, dass es schwierig ist, aus Einzeluntersuchungen Verallgemeinerungen aufzustellen.⁶¹ Vielmehr handelt es sich bei einer Migrationspoetik immer um ein „offenes Modell [...], das hervorstechende Strukturen in Variationen aufgreift“⁶². Formale Merkmalskataloge können daher allenfalls „Trendbefunde“⁶³ darstellen.

Inwiefern über die formale Textgestaltung eine Gattung der Migrationsliteratur definiert werden kann, wird von der Forschung zuweilen ebenso hinterfragt. So stellt Schmidt als Merkmale von Migrationsliteratur Sprachreflexion, Multiperspektivität und Realitätsreferenz fest – Charakteristika, die im Allgemeinen aber auch typische Tendenzen der Gegenwartsliteratur sind.⁶⁴ Ähnlich wie schon bei den inhaltlichen Merkmalen könnte man dem aber entgegenen, dass eine solche Haltung die Spezifik der Migrationstexte verkennt und blind macht für poetische Eigenheiten, die außerhalb der Schnittmenge von Migrationstexten und anderen Texten der Gegenwartsliteratur liegen.

Angesichts der Schwierigkeiten, die eine Gattungskonstitution auf Basis verschiedener Aspekte bereithält, ist es kaum noch verwunderlich, dass sich einige Forscher lediglich mit einer Minimaldefinition begnügen. So definiert Maffli Migrationsliteratur tautologisch als Texte, die „sich mit dem Gegenstand der Migration befass[en]“⁶⁵. Womöglich waren die bisherigen Begriffsbildungsversuche aber auch zu sehr auf eine exakte Definition fokussiert und haben dabei die dynamische Komponente dieser Gattung außer Acht gelassen. So schreiben Schmitz und Kölling: „Literatur der Migration lässt sich nur als Prozess beschreiben“⁶⁶. Die historischen und soziologischen Bedingungen der Migration sind vielfältig und ändern sich über Generationen, genauso unterliegt auch der Diskurs über Migration ständigen Neuorientierungen. Der Begriff der Migrationslite-

⁶⁰ Vgl. ebd., S. 118–119.

⁶¹ Vgl. ebd., S. 112.

⁶² Ebd.

⁶³ Ebd.

⁶⁴ Vgl. Schmidt: *Ästhetische Verfahren*, S. 151–152.

⁶⁵ Maffli: *Bemerkungen*, S. 104.

⁶⁶ Schmitz/Kölling: *Zur Konzeption*, S. 72.

ratur muss, will er diesen sich wandelnden Phänomenen Rechnung tragen, ein offener bleiben. Passender wäre es daher, in den diskutierten Begriffen lediglich „Konzeptschlagworte“⁶⁷ zu sehen oder, mit den Worten Röschs, „Arbeitsbegriffe für die Annäherung an Texte und Autoren [...], die sich nicht so einfach in bereits vorhandene Kategorien einordnen lassen“⁶⁸. Ein solches Verständnis von Migrationsliteratur stellt eine Absage an konzeptuelle Starrheit dar und gewährt genug Offenheit und Variabilität, um den Gattungsbegriff sich verändernden Sichtweisen auf Migration anzupassen.

Im Rahmen dieser Arbeit wird mit dem Begriff der Migrationsliteratur im Sinne einer Minimaldefinition operiert. Sie bezeichnet demnach Texte, die sich mit einer Migrationserfahrung ästhetisch auseinandersetzen. Diese Begriffsauffassung spezifiziert die Texte zum einen inhaltlich, sie ist nicht zu weit gefasst, wie es bei ‚interkultureller Literatur‘ der Fall ist. Zum anderen räumt sie Migrationsliteratur ein eigenes poetisches Programm ein. Für den Begriff Migrationsliteratur spricht zudem, dass er bei aller Kritik nach wie vor „die größte semantische Neutralität und Offenheit für transkulturelle Hybridität zum Ausdruck“⁶⁹ bringe. Durch den Fokus auf den Prozess des Migrierens und nicht den Status der Trägerschicht als Migrant*innen ist er noch am wenigsten abwertend gemeint und wird daher allen anderen vorgezogen.

Zusammenfassend lässt sich also festhalten: Migrationstexte als Gattung zu erfassen, stellt ein nahezu unlösbares Dilemma dar. Weder über außertextuelle noch inhaltliche oder formale Aspekte gelangt man zu einer zufriedenstellenden Definition. Begriffsvorschläge sollten daher stets berücksichtigen, dass es sich bei Migrationstexten um einen heterogenen, offenen Korpus handelt. Migrationstexte weisen zwar inhaltliche und formale Gemeinsamkeiten auf, das sollte jedoch nicht den Blick verstellen für Unterschiede: Diese können zum einen kultureller Art sein, denn bringt die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Migrationsgruppe und damit einhergehend eine andere kulturelle Sozialisation mitunter ganz andere Themen, Sujets oder Verfahren der literarischen Verarbeitung hervor. Zum anderen wären unterschiedliche zeithistorische Einflüsse zu

⁶⁷ Ebd., S. 62.

⁶⁸ Rösch: Neue Weltliteratur, S. 90.

⁶⁹ Hausbacher: Poetik der Migration, S. 25.

nennen, unterliegen schließlich auch Migrationstexte literarischen Trends und sich wandelnden Sichtweisen auf Einwanderung und können bei aller poetischen Spezifität, die sich aus einer Auseinandersetzung mit Identitätsfragen, Hybridität und Alterität ergibt, immer auch die Ästhetiken und Diskurse einer bestimmten Zeit spiegeln. Ob es also die eine Poetik der Migration gibt, bleibt fraglich. Eher muss man von *Poetiken* der Migration sprechen, die wandelbar und vielfältig ausgestaltet sein können. Gleichwohl kann eine Kenntnis poetischer Tendenzen auf inhaltlicher und formaler Ebene erste Heuristiken darstellen, mit denen an die Analyse eines konkreten Textes herangegangen werden kann. Von diesen ausgehend kann elaboriert werden, wie ein Text migrationspoetische Verfahren variiert oder bricht. Bei der Analyse literarästhetischer Verarbeitung von Migrationserfahrungen muss folglich vom konkreten Einzeltext ausgegangen werden, die Wechselwirkung zwischen Herkunftskultur einerseits und Intertexten andererseits aber mitgedacht werden.

3. Kontextfaktoren

Ließen sich für Migrationsliteratur im Allgemeinen nur vage Trends hinsichtlich einer spezifischen Poetik feststellen, stellt sich nun die Frage, ob man bei der Einengung auf eine konkrete kulturelle Gruppe – in diesem Fall die Russlanddeutschen – zu mehr Gemeinsamkeiten in der literarästhetischen Ausgestaltung von Migration gelangt. Diese Vermutung liegt zunächst nahe, teilt eine bestimmte Herkunftsgruppe schließlich ähnliche Erfahrungen und schöpft aus dem gleichen kulturellen Wissensreservoir. Ein Einbezug von Kontextfaktoren bleibt für die Analyse von Migrationsliteratur demnach unerlässlich. Diese Arbeit folgt damit ganz der Auffassung Isterhelds, die dafür plädiert, bei Migrationstexten nicht dem lange Zeit gängigen literaturwissenschaftlichen Standard der rein textimmanenten Untersuchung zu folgen, sondern die außerliterarische Textwirklichkeit bewusst mitzudenken, denn habe Literatur schließlich auch eine „alltagspraktische, gesellschaftspolitische Dimension“⁷⁰. Aus diesem Grund sollen in den folgenden Kapiteln jene außertextuellen Koordinaten freigelegt werden, zwischen denen sich eine Poetik der russlanddeutschen Migration entfalten könnte. Dazu soll zunächst eine Klärung des Begriffs der ‚Russlanddeutschen‘ erfolgen sowie eine kurze Geschichte dieser Migrationsgruppe nachgezeichnet werden. Anschließend wird auf die Literaturgeschichte der Russlanddeutschen eingegangen, um einerseits festzustellen zu können, ob die gegenwärtige Poetik der Migration sich aus einer literarischen Kontinuität heraus erklären lässt, und um andererseits die Bedingungen von Literaturproduktion und -distribution der Russlanddeutschen im Verlauf ihrer Geschichte darlegen zu können.

3.1 Zum Begriff ‚Russlanddeutsche‘

Als Russlanddeutsche werden die Nachfahren jener deutschen Kolonisten bezeichnet, die im Zuge des Anwerbeabkommens der Zarin Katharina der Großen in Gebieten des russischen Reichs siedelten.⁷¹ Nach dem Zerfall der Sowjetunion migrierten viele dieser Deutschstämmigen als Aussiedler und Spätaussiedler zurück nach Deutschland. Die Zahl der

⁷⁰ Isterheld: *Zugluft Europas*, S. 35.

⁷¹ Vgl. Podelo: ‚Russlanddeutsche‘ Texte, S. 138.

nach Deutschland gekommenen Russlanddeutschen wird auf ca. 2,5 Millionen geschätzt.⁷² Die Russlanddeutschen sind dabei abzugrenzen von anderen russischen Migrantengruppen, so den russisch-jüdischen Einwanderern. Diese kamen nach dem Gesetz über *Maßnahmen für im Rahmen humanitärer Hilfsaktionen aufgenommene Flüchtlinge* (HumAG) als so genannte ‚Kontingentflüchtlinge‘ nach Deutschland.⁷³ Grund für ihre Ausreise waren dabei der grassierende Antisemitismus, der sich in Russland vor allem wegen der verheerenden ökonomischen Lage nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion breitmachte.⁷⁴ Die Aufnahme jüdischer Flüchtlinge begriff die Bundesrepublik dabei als Teil einer Wiedergutmachungspolitik und Möglichkeit, jüdische Kultur in Deutschland wiederzubeleben.⁷⁵ Beide Einwanderergruppen werden zur vierten deutsch-russischen Emigrationswelle⁷⁶ gezählt.

Der Begriff ‚Russlanddeutsche‘ ist dabei nicht unproblematisch, denn suggeriert er eine Homogenität des Kollektivs, die so nicht der Realität entspricht. Tatsächlich haben sich die Russlanddeutschen nie als einheitliche Volksgruppe verstanden.⁷⁷ Sie waren über verschiedene Siedlungsgebiete des russischen Reichs verstreut wie das Schwarzmeer- oder Wolgagebiet, pflegten unterschiedliche Dialekte wie Donauschwäbisch oder Plattdeutsch und gehörten verschiedenen christlichen Konfessionen von Lutherisch bis Mennonitisch an. Konstitutiv für eine überregionale

⁷² Vgl. Panagiotidis: Postsowjetische Migration, S. 17.

⁷³ Vgl. Isterheld: Zugluft Europas, S. 25.

⁷⁴ Vgl. ebd., S. 24.

⁷⁵ Vgl. ebd., S. 26.

⁷⁶ Die erste Migrationswelle wurde durch die Oktoberrevolution 1917 ausgelöst, in deren Folge Künstler und Intellektuelle nach Deutschland auswanderten. Berlin entwickelte sich hierbei als Hauptziel und wurde schnell zu einem kulturellen Zentrum der russischen Emigranten. Ursache für die zweite Migrationswelle war der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Im Zuge dessen kamen viele Zwangsarbeiter aus den besetzten Sowjetgebieten nach Deutschland, die auch nach Kriegsende verblieben, da sie in der Sowjetunion Kollaborationsvorwürfe und Repressalien fürchteten. Die dritte Migrationswelle wird auf die 1960er und 1970er Jahre datiert. Zu ihr zählen zum einen Intellektuelle und Schriftsteller, deren Ausreise die Sowjetunion teilweise bewusst forcierte, um Dissidenten loszuwerden. Zum anderen gehören auch jüdische Sowjetbürger, die der Diskriminierung in der Sowjetunion entkommen wollten, zu den Emigranten der dritten Migrationswelle. Als vierte Migrationswelle hingegen gilt die im Text genannte Auswanderung von Russlanddeutschen und jüdischen Sowjetbürgern. (vgl. Isterheld: Zugluft Europas, S. 36–41, Willms: Nagelbrett, S. 122–123, Fußnote 5 und Blum-Barth: Überblick, S. 183–188)

⁷⁷ Vgl. Podelo: ‚Russlanddeutsche‘ Texte, S. 139.

und überkonfessionelle Identität wirkten erst die traumatischen und leidvollen Erfahrungen wie die Deportationen und die Arbeitslager während des Zweiten Weltkriegs und der Nachkriegszeit.⁷⁸ Doch auch nach den Deportationen und der Rücknahme der Repressalien waren die Russlanddeutschen über die gesamte Sowjetunion verstreut und lebten bis zu ihrer Ausreise in verschiedenen Teilrepubliken der Sowjetunion. ‚Russlanddeutsch‘ ist daher ein irreführender Begriff, scheint er auf den ersten Blick eine geographische Abstammung zu bezeichnen. Mit ‚Russland‘ ist jedoch viel mehr eine kulturelle und sprachliche Prägung gemeint,⁷⁹ denn lässt sich nicht leugnen, dass trotz der ethnischen Vielfalt in der Sowjetunion die russische Kultur und Sprache in allen Bereichen dominierte. Häufig wird stattdessen der Begriff der ‚Sowjetdeutschen‘ verwendet, dieser ist allerdings nur auf die zur Zeit der Sowjetunion lebenden Deutschstämmigen beschränkt. ‚Russlanddeutsch‘ hingegen ist historisch breiter gefächert und schließt auch das Zarenreich mit ein.⁸⁰ Selbst die Migration nach Deutschland taugt nicht dazu, eine Einheitlichkeit des Kollektivs zu postulieren, da die Auswanderung nach Deutschland zu verschiedenen Zeitpunkten zwischen den 1970er und 1990er Jahren erfolgte.⁸¹ Jahrzehnte nach der Migration ist das Milieu der Russlanddeutschen zudem inzwischen in Bezug auf Integration, Erwerbstätigkeit, Bildung und Lebenswelt stark ausdifferenziert.⁸² ‚Russlanddeutsch‘ sollte deshalb eher als „Sammelbegriff“⁸³ für eine heterogene Gruppe Deutschstämmiger aus Russland verstanden werden.

Russlanddeutsche werden zu den Aussiedlern beziehungsweise Spätaussiedlern gezählt. Dabei handelt es sich nicht um ausländische Staatsangehörige, sondern um Deutschstämmige, die in den ehemals kommunistischen Staaten Osteuropas lebten.⁸⁴ Ihre Aufnahme und rechtlichen Status regelt das Bundesvertriebenengesetz (BVFVG).⁸⁵ Die Unterscheidung zwischen Aussiedlern und Spätaussiedlern bezieht sich allein auf den

⁷⁸ Vgl. ebd. sowie Panagiotidis: Postsowjetische Migration, S. 33.

⁷⁹ Vgl. Willms: Identität und literarischer Form, S. 174, Fußnote 3.

⁸⁰ Vgl. van den Brande: Migration, Exclusion and Identities, S. 155.

⁸¹ Vgl. Podelo: ‚Russlanddeutsche‘ Texte, S. 141.

⁸² Vgl. Panagiotidis: Postsowjetische Migration, S. 20.

⁸³ Paulsen: Erinnerung als Traumabewältigung, S. 33, Fußnote 1.

⁸⁴ Worbs et al.: (Spät-)Aussiedler in Deutschland, S. 21.

⁸⁵ Vgl. ebd.

Einreisezeitpunkt: Als Spätaussiedler gilt demnach, wer nach dem 31. Dezember 1992 nach Deutschland kam.⁸⁶ Die historische Verantwortung der Bundesrepublik für die Deutschstämmigen in Osteuropa fand auch Eingang ins Grundgesetz.⁸⁷ Artikel 116 GG Abs. 1 regelt die deutsche Volkszugehörigkeit demnach wie folgt:

Deutscher im Sinne dieses Grundgesetzes ist vorbehaltlich anderweitiger gesetzlicher Regelung, wer die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt oder als Flüchtling oder Vertriebener deutscher Volkszugehörigkeit oder als dessen Ehegatte oder Abkömmling in dem Gebiete des Deutschen Reiches nach dem Stande vom 31. Dezember 1937 Aufnahme gefunden hat.

Eine detaillierte Darlegung der rechtlichen Grundlagen der Aussiedleraufnahme kann im Rahmen dieser Arbeit nicht weiter erfolgen, daher sei für weitere Informationen an dieser Stelle auf das entsprechende Kapitel in der Einführung von Panagiotidis verwiesen.⁸⁸

(Spät-)Aussiedler galten als privilegierte Migrantengruppe. Nach ihrer Aufnahme wurde ihnen die deutsche Staatsangehörigkeit, ein unbefristeter Aufenthaltsstatus sowie Unterstützung bei Integration und Spracherwerb zugesichert.⁸⁹ Dies täuscht jedoch nicht darüber hinweg, dass auch sie sich mit vielen Schwierigkeiten, Entfremdungserfahrungen und Diskriminierung konfrontiert sahen.⁹⁰ Es sind genau jene Desillusionierungen infolge der Migration, die Anlass zu einer literarischen Auseinandersetzung mit der Situation als ‚Fremder in der Heimat‘ boten.

⁸⁶ Vgl. ebd.

⁸⁷ Vgl. ebd., S. 18.

⁸⁸ Vgl. Panagiotidis: Postsowjetische Migration, S. 43–47.

⁸⁹ Vgl. ebd., S. 20.

⁹⁰ Vgl. Worbs et al.: (Spät-)Aussiedler in Deutschland, S. 134–140, 176–182. Zu ausführlichen Studien über Probleme der Integration siehe auch den Sammelband Ipsen-Peitzmeier/Kaiser: Zuhause fremd.

3.2 Geschichte der Russlanddeutschen

Die Klärung der Geschichte der Russlanddeutschen erscheint bei der Analyse russlanddeutscher Migrationstexte unverzichtbar. Die Verhandlung von Identität und Zugehörigkeit gelingt oftmals nur unter Einbezug der Geschichte und dem Aufspüren der eigenen Abstammung – es kann also davon ausgegangen werden, dass Historie in der russlanddeutschen Migrationsliteratur thematisiert wird. Nicht zuletzt kann aus der Kenntnis der Geschichte ein viel tieferes Verständnis von Motiven und Sujets der russlanddeutschen Migrationsliteratur generiert werden. Daher soll im Folgenden die russlanddeutsche Geschichte in ihren wesentlichen Grundzügen umrissen werden. Im Rahmen dieser Arbeit kann es sich dabei allerdings nur um eine skizzenhafte Darstellung handeln. Für eine ausführliche Darlegung der russlanddeutschen Historie sei deshalb auf die einschlägige Literatur verwiesen.⁹¹

Die Auswanderung deutschstämmiger Siedler in Gebiete des Russischen Zarenreichs geht auf das 18. Jahrhundert zurück: Zarin Katharina II, selbst von deutscher Abstammung gewesen, verfolgte das Ziel, neu erworbene dünn besiedelte Regionen zur Sicherung des Reichs mit Bauern zu bevölkern.⁹² Die meisten russischen Bauern waren jedoch Leibeigene, weswegen sich die Zarin an deutsche Siedler wandte.⁹³ Im offiziellen Einladungsmanifest vom 22. Juli 1763⁹⁴ lockte sie diese mit zahlreichen Privilegien: Freie Religionsausübung, Befreiung von Kriegsdienst und Steuern sowie weitgehende Autonomie in den Siedlungsgebieten.⁹⁵ Im vom Siebenjährigen Krieg und den Feldzügen Napoleons gezeichneten Deutschland waren dies für viele Bauern Anreize genug, nach Russland auszusiedeln.⁹⁶ Dort bauten sich die deutschen Bauern allmählich geschlossene Siedlungen auf, in denen sie ihre Religion und ihren eigenen

⁹¹ Exemplarisch Dalos: Geschichte der Russlanddeutschen oder Krieger: Kolonisten. Für eine detaillierte Auseinandersetzung mit den Repressalien während des Zweiten Weltkriegs sei beispielsweise Pohl: Persecution genannt.

⁹² Vgl. Krieger: Kolonisten, S. 21–22 sowie Dalos: Geschichte der Russlanddeutschen, S. 13–14.

⁹³ Vgl. Podelo: ‚Russlanddeutsche‘ Texte, S. 138.

⁹⁴ Vgl. Krieger: Kolonisten, S. 23 sowie Dalos: Geschichte der Russlanddeutschen, S. 13–14.

⁹⁵ Vgl. Krieger: Kolonisten, S. 23, Dalos: Geschichte der Russlanddeutschen, S. 13–14 sowie Podelo: ‚Russlanddeutsche‘ Texte, S. 138.

⁹⁶ Vgl. Dalos: Geschichte der Russlanddeutschen, S. 15, Podelo: ‚Russlanddeutsche‘ Texte, S. 138 sowie van den Brande: Migration, Exclusion and Identities, S. 156.

Dialekt pflegten.⁹⁷ Hauptsiedlungsgebiete waren dabei das Wolgagebiet⁹⁸ und das Schwarze Meer.⁹⁹ Die ersten Siedlungsjahre waren geprägt von widrigen Klimabedingungen und Seuchen¹⁰⁰ sowie Überfällen benachbarter Völker des Russischen Reichs,¹⁰¹ doch mit den Jahren stellte sich gerade im Schwarzmeergebiet allmählich Wohlstand unter den deutschen Kolonisten ein.¹⁰² Die 1870er Jahre markierten einen ersten Wendepunkt in der Geschichte der Russlanddeutschen, als ihre vielen Privilegien unter Zar Alexander II zurückgenommen wurden.¹⁰³ Das 20. Jahrhundert war für die Russlanddeutschen schließlich mit einer Reihe von schweren Brüchen verbunden: Während des Ersten Weltkriegs waren sie dem Vorwurf der Kollaboration mit dem Deutschen Reich ausgesetzt.¹⁰⁴ Es folgten Zwangskollektivierungen, Enteignungen, Deportationen und Pogrome.¹⁰⁵ Die Sozialistische Revolution von 1917 brachte zunächst eine Besserung der Lage: Im Zuge von Lenins Politik der kulturellen Förderung von Minderheiten wurde den Deutschen mit der Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen 1924 sogar ein eigenes Autonomiegebiet zugesprochen, in der Deutsch den Rang einer Amts- und Bildungssprache hatte.¹⁰⁶ Unter der Herrschaft Stalins wiederum erlebten die Russlanddeutschen die schwersten Repressalien ihrer Geschichte: In den heute als ‚Großer Terror‘ bezeichneten Jahren von 1936 bis 1939 der Sowjetunion wurden viele deutsche Siedler wie auch Sowjetbürger enteignet, willkürlich verhaftet oder hingerichtet.¹⁰⁷ Mit dem Überfall Nazi-Deutschlands auf die Sowjetunion im Juni 1941 erreichten die Repressalien einen Höhepunkt. Der Erlass des Obersten Sowjets vom 28. August 1941 ordnete die Deportation der deutschen Minderheit in entlegene Gebiete in Sibirien und Zentralasien an.¹⁰⁸ Zugleich wurden

⁹⁷ Vgl. van den Brande: *Migration, Exclusion and Identities*, S. 157.

⁹⁸ Vgl. Krieger: *Kolonisten*, S. 24–25.

⁹⁹ Vgl. ebd., S. 28.

¹⁰⁰ Vgl. Dalos: *Geschichte der Russlanddeutschen*, S. 27.

¹⁰¹ Vgl. Krieger: *Kolonisten*, S. 33–34.

¹⁰² Vgl. ebd., S. 37–39.

¹⁰³ Vgl. Podelo: ‚Russlanddeutsche‘ *Texte*, S. 138 sowie Dalos: *Geschichte der Russlanddeutschen*, S. 39.

¹⁰⁴ Vgl. Podelo: ‚Russlanddeutsche‘ *Texte*, S. 138.

¹⁰⁵ Vgl. ebd., Krieger: *Kolonisten*, S. 79–80 sowie Dalos: *Geschichte der Russlanddeutschen*, S. 55–71.

¹⁰⁶ Vgl. Podelo: ‚Russlanddeutsche‘ *Texte*, S. 139.

¹⁰⁷ Vgl. Krieger: *Kolonisten*, S. 108–110.

¹⁰⁸ Vgl. ebd., S. 117.

viele Russlanddeutsche in die *Trudarmija*, die Arbeitsarmee, eingezogen, in der sie unter widrigen Bedingungen Zwangsarbeit verrichten mussten.¹⁰⁹ Viele Deutschstämmige wurden zudem in das russische Straflager-system Gulag eingewiesen.¹¹⁰ Anders verhielt es sich bei den Deutschen im Schwarzmeergebiet: Diese kamen zunächst unter deutsche Besatzung und wurden in den Jahren 1943 und 1944 aufgrund der vorrückenden Roten Armee in den Warthegau in Polen evakuiert, von wo viele weiter nach Westen flohen.¹¹¹ Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurden diese von den sowjetischen Besatzungsbehörden aufgespürt und in jene Deportationsgebiete repatriiert, in die vorher auch andere Sowjetdeutsche umgesiedelt wurden.¹¹² Nach Stalins Tod 1953 setzte eine allmähliche Rücknahme der Repressionen ein: 1955 wurde die Auflösung der als Kommandantur bezeichneten Sonderaufsicht beschlossen, den deportierten Russlanddeutschen war in der Folge gestattet, einen eigenen Wohnort auszusuchen,¹¹³ ausgenommen davon waren ihre ehemaligen Siedlungsgebiete.¹¹⁴ 1964 erfolgte schließlich eine offizielle Rehabilitierung durch ein Dekret des Obersten Sowjets.¹¹⁵ Dennoch blieben auch Jahre später Diskriminierungen immer noch eine Alltagserfahrung vieler deutschstämmiger Sowjetbürger,¹¹⁶ so wurde beispielsweise vielen der Hochschulzugang verwehrt.¹¹⁷ Als Folge der Diskriminierungen, aber auch des Verlusts der einstigen kulturellen Siedlerinstitutionen machte sich bei den Sowjetdeutschen zunehmend eine Russifizierung bemerkbar: Sie passten sich der vorherrschenden sowjetisch-russischen Kultur an, die Kenntnisse der deutschen Muttersprache nahmen in den Folgegenerationen stetig ab.¹¹⁸ In den 1970er begannen erste Ausreisewellen nach Deutschland,¹¹⁹ diese wurden von den Sowjetbehörden allerdings

¹⁰⁹ Vgl. ebd., S. 126, Dalos: Geschichte der Russlanddeutschen, S. 207–218 sowie Podelo: ‚Russlanddeutsche‘ Texte, S. 139.

¹¹⁰ Vgl. Krieger: Kolonisten, S. 127–129.

¹¹¹ Vgl. ebd., S. 201–203.

¹¹² Vgl. ebd., S. 204.

¹¹³ Vgl. ebd., S. 137.

¹¹⁴ Vgl. ebd., S. 138.

¹¹⁵ Vgl. Dalos: Geschichte der Russlanddeutschen, S. 228.

¹¹⁶ Vgl. Krieger: Kolonisten, S. 153–154.

¹¹⁷ Vgl. ebd. sowie Dietz: Anpassung und Autonomie, S. 54.

¹¹⁸ Vgl. Krieger: Kolonisten, S. 149.

¹¹⁹ Vgl. ebd., S. 160.

noch vergleichsweise restriktiv gehandelt: So musste man Familienangehörige in Deutschland nachweisen.¹²⁰ Erst die Reformpolitik Gorbatschows und der sich anschließende Zerfall der Sowjetunion ermöglichten für viele eine freie Ausreise nach Deutschland.¹²¹ Aufgrund der verheerenden ökonomischen Lage und den Unruhen in den 1990er Jahren nahmen die Russlanddeutschen dies millionenfach in Anspruch: Bis ins Jahr 2000 migrierten jährlich über 100.000, teilweise sogar über 200.000 ehemalige Sowjetdeutsche in die Bundesrepublik.¹²² Die Aufnahmebedingungen wurden Mitte der Neunziger und in den Zweitausender Jahren beschränkt, so wurden beispielsweise feste Kontingente und Sprachtests eingeführt, was einen allmählichen Rückgang der Einwandererzahlen zur Folge hatte.¹²³ Die als Spätaussiedler nach Deutschland kommenden Russlanddeutschen genossen zunächst viele Privilegien, ihnen wurde die deutsche Staatsangehörigkeit zugebilligt und sie wurden bei der Integration unterstützt.¹²⁴ Die Vorstellung, nach Jahrhunderten endlich in die alte Heimat zurückzukehren, entpuppte sich jedoch für viele Spätaussiedler schnell als illusorisch: Entfremdungserfahrungen, Diskriminierung, Jugendkriminalität, Arbeitslosigkeit und sozialer Abstieg infolge von Nicht-Anerkennung von Abschlüssen prägten den Alltag vieler Russlanddeutscher.¹²⁵ In den Folgegenerationen zeigte sich jedoch eine allmähliche Besserung und Anpassung der Lebensverhältnisse, sodass viele Studien Russlanddeutschen bescheinigen, gut integriert zu sein.¹²⁶

Der Blick auf die Geschichte der Russlanddeutschen hat gezeigt: Ihre Historie ist geprägt von zahlreichen teils traumatischen Brüchen und Einschnitten, als dessen negativer Höhepunkt zweifelsfrei die Deportationserfahrungen während des Zweiten Weltkriegs gelten. Ständiger Transit

¹²⁰ Vgl. Panagiotidis: Postsowjetische Migration, S. 33.

¹²¹ Vgl. Krieger: Kolonisten, S. 169, 172.

¹²² Vgl. Worbs et al.: (Spät-)Aussiedler, S. 32.

¹²³ Vgl. Panagiotidis: Postsowjetische Migration, S. 38, 40.

¹²⁴ Vgl. ebd., S. 20.

¹²⁵ Vgl. ebd., S. 56 (Dequalifizierung), 67 (Arbeitslosigkeit), 143–152 (Diskriminierung und Entfremdung) sowie Worbs et al., S. 167–175 (Kriminalität).

¹²⁶ Vgl. Worbs et al.: (Spät-)Aussiedler, S. 6 sowie Krieger: Kolonisten, S. 213–214.

und Bewegung scheinen die Konstanten der russlanddeutschen Geschichte zu sein: Als „Volk auf dem Weg“¹²⁷ sahen sich die Russlanddeutschen immer wieder Entwurzelung und der Herausforderung ausgesetzt, ihre Zugehörigkeit zwischen Deutschland und Russland auszuhandeln. All diese Aspekte ihrer wechsellvollen Geschichte und der komplexen Heimatvorstellungen können mögliche Referenzpunkte darstellen, die russlanddeutsche Migrationsliteratur aufnehmen und reflektieren könnte.

3.3 Literaturgeschichte der Russlanddeutschen

Zum Verständnis migrantischen Schreibens kann nicht nur die Kenntnis der Geschichte einer Einwanderergruppe, sondern auch eine Darlegung ihrer Literaturgeschichte beitragen. Eine diachrone Einbettung der Literatur von Migranten erlaubt es, Kontinuitäten wie auch Wandlungen von Ästhetik, Sujets und Formen vor dem Hintergrund der Historie aufzuzeigen. So kann letztlich geklärt werden, ob eine spezifische Poetik der Migration in gegenwartsliterarischen Texten möglicherweise aus einer literarhistorischen Traditionslinie heraus erklärt werden kann. Indem der Blick auch auf die literarischen Produktions- und Distributionsinstanzen geworfen wird, kann zugleich aufgezeigt werden, wie die literatursoziologischen Bedingungen Literatur und Poetik einer Migrantengruppe im Laufe der Jahrhunderte beeinflussten.

Für die Literaturgeschichte von Russlanddeutschen gestaltet sich dies allerdings schwierig, denn ist die Forschungslandschaft zur russlanddeutschen Literaturgeschichte äußerst spärlich. Erstmals Aufmerksamkeit erlangte sie im Rahmen der Erforschung deutscher Minderheitenliteratur, hier seien vor allem die Arbeiten Alexander Ritters in den 1970ern zu nennen.¹²⁸ Eine der wenigen gegenwärtigen umfassenden Arbeiten stammt von Ljubow Kirjuchina, die sich in ihrer Dissertation mit sowjetdeutscher Lyrik auseinandersetzte,¹²⁹ daneben veröffentlichte Carsten

¹²⁷ So der Titel der offiziellen Mitgliederzeitschrift der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland, vgl. Landsmannschaft der Deutschen aus Russland: Volk auf dem Weg. <https://lmdr.de/vadw/>, zuletzt aufgerufen am 07.08.2024.

¹²⁸ Exemplarisch: Ritter: Patriotische Akklamation.

¹²⁹ Vgl. Kirjuchina: Sowjetdeutsche Lyrik.

Gansel jüngst einen Sammelband.¹³⁰ Eher noch ist eine Beschäftigung in der russischen Germanistik auszumachen, vorrangig bei Elena Seifert.¹³¹ Davon abgesehen beschränkt sich die Forschung auf kurze Überblicksdarstellungen und vereinzelt Aufsätze.¹³² Daneben liegen einige biographische Übersichten und Werklexika vor.¹³³ Mitunter sind es selbst russlanddeutsche Schriftsteller, die Literaturgeschichten vorlegen, so beispielsweise Johann Warkentin.¹³⁴ Diese sind jedoch primär als Form der persönlichen Aufarbeitung zu werten und weniger als wissenschaftliche Ansätze zur Erforschung russlanddeutscher Literatur, gleichwohl sie als eine Art Zeitzeugenbericht Anknüpfungspunkte für literaturwissenschaftliche Beschäftigung liefern können.

Dass die Forschung russlanddeutsche Literatur vernachlässigt hat, ist auf mehrere Gründe zurückzuführen. Zum einen bestehen große Probleme beim Sichern der Texte: Es gilt als sicher, dass aufgrund der Deportationen und Zwangsumsiedlungen, aber auch durch die Migration nach Deutschland viele Schriftstücke verloren gegangen sind.¹³⁵ Gerade in der unmittelbaren Nachkriegszeit bis zu Stalins Tod war das literarische Schaffen zudem aufgrund der Repressionen gänzlich zum Erliegen gekommen.¹³⁶ Und auch nach den Teilrehabilitierungen war eine freie literarische Beschäftigung nicht möglich, besonders das Trauma der Deportation durfte nicht thematisiert werden.¹³⁷ Offiziell veröffentlichte Texte waren stark ideologisch gefärbt.¹³⁸ Falls eine kritische Beschäftigung mit der Situation der Russlanddeutschen erfolgte, kann angenommen werden, dass diese Texte im Privatarchiv verwahrt wurden. Der russlanddeutschen Literatur der Sowjetzeit wird daher teilweise abgesprochen, über-

¹³⁰ Vgl. Gansel: Erinnerung, darin besonders die Überblicksdarstellungen Gansel: Das Vergangene erinnern und Paulsen: Erinnerung als Traumabewältigung.

¹³¹ Vgl. Seifert: Genre oder auch Seifert: Schwelle.

¹³² Exemplarisch: Podelo: ‚Russlanddeutsche‘ Texte, Engel-Braunschmidt: Literatur der Rußlanddeutschen, Graf von Nayhauss: Aspekte.

¹³³ Exemplarisch: Boldt/Piirainen: Literatur der Rußlanddeutschen, Moritz: Lexikon der rußlanddeutschen Literatur, Belger: Rußlanddeutsche Schriftsteller.

¹³⁴ Vgl. Warkentin: Geschichte der rußlanddeutschen Literatur.

¹³⁵ Vgl. Podelo: ‚Russlanddeutsche‘ Texte, S. 140 sowie Gansel: Das Vergangene erinnern, S. 23.

¹³⁶ Vgl. Gansel: Das Vergangene erinnern, S. 26.

¹³⁷ Vgl. ebd., S. 26–27 sowie Paulsen: Erinnerung als Traumabewältigung, S. 46–47.

¹³⁸ Vgl. Ritter: Patriotische Akklamation, S. 173.

haupt ästhetischen Wert zu besitzen, der eine Auseinandersetzung rechtfertigen würde.¹³⁹ Bei der Erforschung der russlanddeutschen Literatur, die nach der Übersiedlung in Deutschland entstanden ist, kommt zudem eine andere Schwierigkeit hinzu: Die starke Abschottung und Selbstorganisation in Landsmannschaften und Autorenkreisen erfordert es, sich zunächst in die literarischen Strukturen dieser Migrantengruppe einzuarbeiten.¹⁴⁰

Eine exakte Aufarbeitung russlanddeutscher Literaturgeschichte bleibt angesichts der Überlieferungslage und spärlichen Forschung damit schwierig und teilweise spekulativ, eine historische Verortung gegenwärtiger russlanddeutscher Texte in mögliche Traditionslinien ebenso problematisch. Dennoch soll aus den wenigen Befunden versucht werden, zumindest teilweise mögliche Kontinuitäten aufzudecken.

Die Wurzeln russlanddeutscher Literatur reichen bis in die frühen Jahre der Kolonisation im 18. Jahrhundert zurück. Bei diesen ersten Siedlergenerationen handelte es sich jedoch vorwiegend um Bauern mit einem eher geringen Bildungsstand und wenig ausgereiften Schreibfertigkeiten.¹⁴¹ Das Schrifttum in dieser ersten Phase der russlanddeutschen Literatur war daher zunächst von Lehrern und Pastoren geprägt,¹⁴² es dominierten zum einen „volkstümliche[] Kleinformen“¹⁴³ und Folkloredichtung wie Lieder, Schwänke, Sprichworte, Kalendergeschichten,¹⁴⁴ ebenso Reise- und Lebensberichte¹⁴⁵ und zum anderen verschiedene Gebrauchstexte wie Predigten.¹⁴⁶ Themen dieser Literatur waren unter anderem der Alltag in den Kolonien, das Kirchenleben, Dorffeste und Heimaterinnerungen.¹⁴⁷

¹³⁹ Vgl. Graf von Nayhauss: Aspekte, S. 186–188.

¹⁴⁰ Vgl. Podelo: ‚Russlanddeutsche‘ Texte, S. 141.

¹⁴¹ Vgl. Ritter: Patriotische Akklamation, S. 166–167.

¹⁴² Vgl. Paulsen: Erinnerung als Traumabewältigung, S. 36.

¹⁴³ Ritter: Patriotische Akklamation, S. 166.

¹⁴⁴ Vgl. ebd. sowie Paulsen: Erinnerung als Traumabewältigung, S. 36.

¹⁴⁵ Vgl. Mevissen: Russlanddeutsche Literatur. <https://www.bpb.de/themen/migration-integration/russlanddeutsche/276948/russlanddeutsche-literatur/>, zuletzt aufgerufen am 07.08.2024.

¹⁴⁶ Vgl. ebd.

¹⁴⁷ Vgl. Ritter: Patriotische Akklamation, S. 167.

Eine zweite Phase der russlanddeutschen Literaturentwicklung kann von 1918 bis 1941 angesetzt werden.¹⁴⁸ Die Literatur dieser Zeit stand ganz im Zeichen des sozialistischen Realismus und war entsprechend stark ideologisch geprägt.¹⁴⁹ Zugleich entwickelten sich erste literarische Strukturen der Russlanddeutschen, es wurden Zeitungsverlage, Kulturredaktionen und Verlage gegründet und ihre Integration ins Sowjetsystem gefördert.¹⁵⁰ Bedeutende Autoren dieser „alten Generation“¹⁵¹ sind Johann Warkentin, Nelly Wacker, Dominik Hollmann oder Nora Pfeffer. Sie schrieben ausschließlich auf Deutsch, Bedeutung hatte für ihr Schreiben auch die Mundart.¹⁵² Mit den 1930er Jahren und dem Beginn des stalinistischen Terrors setzte jedoch ein allmählicher „Prozess des Verstummens“¹⁵³ ein, der schließlich 1941 in einem Schreib- und Publikationsverbot mündete.¹⁵⁴ Die deutschen Sowjetbürger wurden in entlegene Gebiete Sibiriens und Zentralasiens deportiert, ihre kulturellen Institutionen damit vollends zerstört.¹⁵⁵ Erst 1955 kam es zu einem Amnestieerlass für geleistete Kollaborationen und 1964 schließlich zu einem wenngleich halbherzigen Rehabilitierungserlass.¹⁵⁶ Das Publikationsverbot wurde zurückgenommen¹⁵⁷ und in der Folge wurden literarische und kulturelle Strukturen allmählich wieder aufgebaut: So wurde 1966 die deutsche Zeitung *Freundschaft* gegründet¹⁵⁸ und ab den 1970er Jahren wurde in Verlagen publiziert.¹⁵⁹ Daneben wurden Lesebücher für den Muttersprachenunterricht der sowjetischen Minderheiten geschrieben.¹⁶⁰ Von 1981 bis

¹⁴⁸ Vgl. ebd., S. 166.

¹⁴⁹ Vgl. Paulsen: Erinnerung als Traumabewältigung, S. 37.

¹⁵⁰ Vgl. Ritter: Patriotische Akklamation, S. 170–172.

¹⁵¹ Engel-Braunschmidt: Literatur der Rußlanddeutschen, S. 154.

¹⁵² Vgl. ebd.

¹⁵³ Gansel: Das Vergangene erinnern, S. 25.

¹⁵⁴ Vgl. Ritter: Patriotische Akklamation, S. 172.

¹⁵⁵ Vgl. ebd.

¹⁵⁶ Für genauere Informationen siehe das vorangegangene Kapitel 3.2 zur Geschichte der Russlanddeutschen.

¹⁵⁷ Vgl. Ritter: Patriotische Akklamation, S. 172.

¹⁵⁸ Vgl. Paulsen: Erinnerung als Traumabewältigung, S. 44.

¹⁵⁹ Vgl. Gansel: Das Vergangene erinnern, S. 26.

¹⁶⁰ Vgl. Graf von Nayhauss: Aspekte, S. 184.

1990 erschien zudem der halbjährliche sowjetdeutsche Literaturalmanach *Heimatliche Weiten*,¹⁶¹ ebenso wurde 1980 ein deutsches Schauspieltheater in Temirtau eröffnet.¹⁶² Gerade dramatische Texte galten dennoch als „absolute Stiefkinder“¹⁶³, es dominierte in großem Maße die Lyrik.¹⁶⁴ Bei der sich rekonstituierenden sowjetdeutschen Literatur handelte es sich gerade bis in die 1960er jedoch um „konsequent ideologisierte Dichtung [...] ohne charakteristische Eigenheit“¹⁶⁵. Es waren schablonenhafte Texte, die im pathetischen Ton die Errungenschaften des Sozialismus priesen.¹⁶⁶ Die traumatischen kollektiven Erfahrungen der Deportation wurden gezwungenermaßen tabuisiert, teilweise wurden sie in den Texten im Licht der sozialistischen Ideologie sogar als Notwendigkeit dargestellt, die den Deutschstämmigen ermöglichte, zu integrierten Sowjetbürgern zu reifen.¹⁶⁷ Erst in den 1970ern lassen sich erste leichte Individualisierungstendenzen in der sowjetdeutschen Literatur erkennen.¹⁶⁸ Neben der Sowjethuldigung stellten nun auch die Wolgaregion,¹⁶⁹ der Erhalt der deutschen Muttersprache¹⁷⁰ und Naturbeschreibungen¹⁷¹ wiederkehrende Motive und Sujets sowjetdeutscher Literatur dar. Kritische Töne wurden ausgespart, stattdessen waren die Texte von einer „fast biedermeierlichen Betonung des Privaten“¹⁷² geprägt.

Anders als bei den Autoren der Vorkriegsgeneration, die fast ausschließlich auf Deutsch schrieben, machte sich bei vielen Autoren nun die zunehmende Russifizierung der Sowjetdeutschen bemerkbar: Man orientierte sich verstärkt an einem russischen Publikum, bilinguales Schreiben

¹⁶¹ Vgl. Gansel: *Das Vergangene erinnern*, S. 26.

¹⁶² Vgl. Paulsen: *Erinnerung als Traumabewältigung*, S. 47.

¹⁶³ Engel-Braunschmidt: *Literatur der Rußlanddeutschen*, S. 158, zu einem ähnlichen Befund kommt auch Seifert: *Schwelle*, S. 138.

¹⁶⁴ Vgl. Ritter: *Patriotische Akklamation*, S. 174 sowie Gansel: *Das Vergangene erinnern*, S. 26.

¹⁶⁵ Ritter: *Patriotische Akklamation*, S. 175.

¹⁶⁶ Vgl. ebd., S. 176.

¹⁶⁷ Vgl. ebd., S. 179.

¹⁶⁸ Vgl. ebd., S. 176 sowie Kirjuchina: *Sowjetdeutsche Lyrik*, S. 114.

¹⁶⁹ Vgl. Fröschle: *Wolga-Thematik*, S. 78.

¹⁷⁰ Vgl. Kirjuchina: *Sowjetdeutsche Lyrik*, S. 73.

¹⁷¹ Vgl. Fröschle: *Zeit des Schweigens*, S. 95. Von Blum-Barth liegt eine Arbeit zur botanischen Metaphorik in der sowjetdeutschen Lyrik vor, vgl. Blum-Barth: *„Denkfiguren“*.

¹⁷² Fröschle: *Zeit des Schweigens*, S. 96.

auf Deutsch und Russisch war weit verbreitet.¹⁷³ Als Autoren dieser unmittelbaren Nachkriegsgeneration wären Viktor Heinz, Wendolin Mangold, Waldemar Weber oder Lore Reimer zu nennen.

Gorbatschows Politik von *Glasnost* und *Perestroika* und die sich anschließende Auflösung der Sowjetunion markierte für die russlanddeutsche Literatur den Beginn einer neuen Phase. Viele Russlanddeutsche migrierten aufgrund der verheerenden ökonomischen Situation in den GUS-Staaten als (Spät-)Aussiedler in die Bundesrepublik. Die Freiheiten des demokratischen Systems gaben russlanddeutschen Autoren die Möglichkeit, die lange tabuisierten traumatischen Familiengeschichten aufzuarbeiten.¹⁷⁴ Daneben wurde über Themen wie Migration und Identität¹⁷⁵ sowie Zugehörigkeit, Heimat, Ankommen, aber auch Intoleranz geschrieben.¹⁷⁶

Dennoch muss man festhalten: Während bei den ebenfalls aus Russland eingewanderten jüdischen Kontingentflüchtlingen sich spätestens mit Wladimir Kaminers *Russendisko* schnell eine lebendige literarische Szene etablierte, die Migrationserfahrungen literarisch verarbeitet, ist in den frühen 2000ern auf Seiten der Russlanddeutschen lediglich Eleonora Hummel der Durchbruch auf dem Literaturmarkt gelungen. Dies heißt jedoch nicht, dass Russlanddeutsche wenig literarisch aktiv sind. Stattdessen lässt sich gerade bei älteren Generationen eine Abschottung beobachten. Viele bleiben in einer „ethnischen Kapsel“¹⁷⁷ und organisieren sich in Landsmannschaften und Autorenkreisen,¹⁷⁸ in dessen Rahmen Almanache, Literaturkalender, Sammel- und Einzelbände bevorzugt an ein russlanddeutsches Publikum herausgegeben werden.¹⁷⁹ Größere Beachtung außerhalb des russlanddeutschen Lesekreises erlangten nach Eleonora Hummel vorwiegend Autoren, die in jungen Jahren nach Deutschland übersiedelten, so Viktor Funk oder Elina Penner.

Welche Schlussfolgerungen können aus diesem literaturgeschichtlichen Abriss für die russlanddeutsche Poetik, vor allem auch die gegenwärtige

¹⁷³ Vgl. Engel-Braunschmidt: Literatur der Russlanddeutschen, S. 156.

¹⁷⁴ Vgl. Gansel: Das Vergangene erinnern, S. 27.

¹⁷⁵ Vgl. ebd.

¹⁷⁶ Vgl. Paulsen: Erinnerung als Traumabewältigung, S. 61–62.

¹⁷⁷ Seifert: Schwelle, S. 133.

¹⁷⁸ Vgl. Engel-Braunschmidt: Literatur der Russlanddeutschen, S. 158.

¹⁷⁹ Vgl. Paulsen: Erinnerung als Traumabewältigung, S. 63.

Poetik der Migration gezogen werden? Zunächst einmal muss man festhalten, dass es wohl eher die Diskontinuitäten statt der Traditionslinien sind, die sich als Konstante erweisen: Die russlanddeutsche Literaturgeschichte ist von schweren Brüchen gekennzeichnet, die die Herausbildung einer lebendigen und freien Literaturproduktion massiv eingeschränkt haben. Dazu zählen die Deportationserfahrungen, das Publikationsverbot wie auch die Selbstzensur durch das ideologisch starre Korsett des Sowjetsozialismus. Vor den einschneidenden Ereignissen während des Stalinismus erschwerte aber auch die Abstammung aus bäuerlichen Familien und damit einhergehend ein einfacher Bildungsgrad die Etablierung einer russlanddeutschen Literatur. Für jene Gegenwartsautoren, die in jungen Jahren nach Deutschland kamen und eine ganz andere Sozialisation erfahren haben, bleibt somit diskutabel, ob sie in einer Kontinuität russlanddeutschen Schreibens stehen. Dennoch wäre es übereilt, die Existenz gewisser Traditionslinien angesichts der disparaten russlanddeutschen Literaturgeschichte von vornherein abzulehnen. Indem Gegenwartsautoren beispielsweise auf die Familiengeschichte referieren, ist es möglich, jene historischen Traumata literarisch zu verarbeiten, die die Großeltern- und Elterngeneration noch verschweigen mussten. Die Funktion, die eine gegenwärtige russlanddeutsche Poetik aus ihrer Stellung in der russlanddeutschen Literaturhistorie für sich beanspruchen könnte, wäre damit gewissermaßen die einer Erinnerungsliteratur oder eines historischen Korrektivs, das eine „Literarisierung der weißen Seiten der Geschichte“¹⁸⁰ vornimmt. Ferner kann angenommen werden, dass sich Sehnsüchte nach Heimat und Ankommen, die durch Vertreibung und Deportation bedingt waren, auch im gegenwärtigen russlanddeutschen Schreiben ausdrücken, nun aber nicht durch die Wolgathematik, wie noch in der sowjetdeutschen Literatur, sondern durch eine komplexe Ausverhandlung von Zugehörigkeit im Spannungsfeld zwischen Deutschland und Russland. Zuletzt könnte sich auch die besondere Sprachsituation, genauer gesagt das Changieren zwischen Deutsch, Russisch und Mundart, als ein weiteres wiederkehrendes, tradiertes Element der russlanddeutschen Poetik herausstellen. Diese Schlussfolgerungen sind allerdings aufgrund der Überlieferungssituation und der unzulänglichen Forschungslage wie oben ausgeführt nicht vorbehaltlos.

¹⁸⁰ Blum-Barth: Überblick, S. 186.

Aus diachroner Sicht gelangt man also nur zu wenig ausgereiften Ergebnissen hinsichtlich einer russlanddeutschen Migrationspoetik. Es scheint daher naheliegender, aus einer synchronen Perspektive heranzugehen und einen Vergleich gegenwartsliterarischer Migrationstexte durchzuführen. Dafür ist der Korpus russlanddeutscher Werke allerdings zu klein, um stichhaltige und verallgemeinerbare Feststellungen zu treffen. Man müsste daher auch die Literatur der russisch-jüdischen Einwanderer miteinbeziehen. Beide Gruppen teilen zwar die russisch-sowjetische Sozialisation und referieren somit auf denselben Kulturraum, man läuft dennoch Gefahr, russlanddeutsche Spezifika damit außer Acht zu lassen. In Anbetracht des kleinen Korpus bekannter russlanddeutscher Werke bleibt aber keine geeignetere Methode, will man einen Merkmalskatalog russisch-deutscher Migrationspoetik erarbeiten. Entsprechend ist bisher auch die Forschung vorgegangen. Die Charakteristika russisch-deutscher Migrationspoetik, die von der Literaturwissenschaft aufgestellt wurden, sollen im Folgenden zusammenfassend dargelegt werden.

Gemeinsamkeiten finden sich in der deutsch-russischen Gegenwartsliteratur zum einen auf thematischer Ebene: Es dominieren autobiographische Bezüge,¹⁸¹ eine starke Historizität, d. h. die Verwebung von Geschichte in die fiktionalen Texte,¹⁸² Erinnerungs- und Vergangenheitskonstruktionen,¹⁸³ Verarbeitung von Migration, Integration und Fremdheitserfahrungen¹⁸⁴ wie auch die Darstellung schwieriger Identitätsfindungsprozesse.¹⁸⁵

Ferner lassen sich typische Figurenkonstellationen ausmachen: Die Protagonisten sind vorwiegend jung und weiblich,¹⁸⁶ wie überhaupt Frauen eine besondere Stellung einnehmen: Großväter oder Väter sind für die Handlung sekundär oder fehlen gänzlich.¹⁸⁷ Erzählt wird meist aus einer Kinder- oder Jugendperspektive¹⁸⁸ und der Großelterngeneration kommt

¹⁸¹ Vgl. Blum-Barth: Überblick, S. 188 sowie Isterheld: Die Russen, S. 79.

¹⁸² Vgl. Blum-Barth: Überblick, S. 189 sowie Riedel: Interkulturelle Gegenwartsliteratur, S. 577.

¹⁸³ Vgl. Riedel: Interkulturelle Gegenwartsliteratur, S. 577.

¹⁸⁴ Vgl. ebd., S. 575–576.

¹⁸⁵ Vgl. ebd.

¹⁸⁶ Vgl. Blum-Barth: Überblick, S. 189 sowie Riedel: Interkulturelle Gegenwartsliteratur, S. 576.

¹⁸⁷ Vgl. Riedel: Interkulturelle Gegenwartsliteratur, S. 576.

¹⁸⁸ Vgl. ebd.

eine herausragende Funktion als „Träger des Gedächtnisses“¹⁸⁹ und Helferfiguren bei der Identitätssuche zu.¹⁹⁰ Des Weiteren lässt sich ein gehäuftes Auftreten von Krankheiten, Behinderungen, Abtreibungen¹⁹¹ oder psychischen Störungen¹⁹² beobachten, die als „Ausdruck für die problematische Entwicklung der Protagonisten am Ort ihrer Migration und ein Warnsignal ihres Implodierens“¹⁹³ fungieren. Nicht selten arbeiten die Protagonisten als Übersetzer und Dolmetscher, um ihre Grenzposition zwischen zwei Kulturräumen aufzuzeigen.¹⁹⁴

Ein weiteres Merkmal stellt die starke Intertextualität dar: Es werden Anspielungen auf russische Literatur und Kultur eingestreut.¹⁹⁵ Gängige formale Verfahren sind komplexe, verschachtelte Zeitstrukturen,¹⁹⁶ dichotome Raumin szenierungen¹⁹⁷ sowie ein dekonstruierender Umgang mit Stereotypen.¹⁹⁸ Als letztes Charakteristikum ließe sich ein „Metamultilingualismus“¹⁹⁹ anführen: Mehrsprachigkeit wird thematisiert und reflektiert,²⁰⁰ vielfach kann auch ein Sprachspiel beobachtet werden.²⁰¹

Trotz ihres gehäuftens Auftretens sollten die dargelegten Charakteristika nicht als allgemeine Spezifika russisch-deutscher Gegenwartstexte verstanden werden, sondern lediglich als Tendenzen, die bewusst auch variiert werden können. Wie bereits in Kapitel 2 angesprochen, kann ein Ausfindigmachen solcher poetischer Tendenzen dennoch von Vorteil sein, gelangt man so schließlich zu ersten Heuristiken, die bei der Analyse konkreter Einzeltexte interpretationslenkend sein können. So sollen auch für die sich anschließende Analyse der beiden Romane *Die Fische von Berlin* und *Nachtbeeren* die von der Forschung erarbeiteten Charakteristika einbezogen werden, ohne jedoch zu einem starren Identifizieren intertextueller Schnittmengen zu verkommen. Stattdessen wird untersucht, wie

¹⁸⁹ Blum-Barth: Überblick, S. 190.

¹⁹⁰ Vgl. ebd.

¹⁹¹ Vgl. ebd., S. 191.

¹⁹² Vgl. Isterheld: Zugluft Europas, S. 44.

¹⁹³ Blum-Barth: Überblick, S. 191.

¹⁹⁴ Vgl. ebd.

¹⁹⁵ Vgl. ebd., S. 192–193 sowie Riedel: Interkulturelle Gegenwartsliteratur, S. 578.

¹⁹⁶ Vgl. Isterheld: Die Russen, S. 80.

¹⁹⁷ Vgl. Riedel: Interkulturelle Gegenwartsliteratur, S. 576.

¹⁹⁸ Vgl. ebd., S. 578.

¹⁹⁹ Blum-Barth: Überblick, S. 193.

²⁰⁰ Vgl. ebd., S. 193–195.

²⁰¹ Vgl. Riedel: Interkulturelle Gegenwartsliteratur, S. 578–579.

diese Tendenzen im Text produktiv bearbeitet werden und welche Bedeutungsimplicationen sich daraus ergeben. Zugleich werden aber auch andere Aspekte analysiert, die von der Forschung bisher selten als allgemeine Charakteristika deutsch-russischer Literatur angeführt wurden, so die Bedeutung von Transiträumen und dem Essen oder die Darstellung sozioökonomisch schwacher Milieus und gesellschaftlicher Peripherien.

4. Analyse

4.1 *Die Fische von Berlin*

Eleonora Hummels Debütroman *Die Fische von Berlin* von 2005 gilt als einer der bedeutendsten russlanddeutschen Gegenwartstexte. Der Roman erzählt zum einen von den Ausreisebemühungen der russlanddeutschen Familie Schmidt in der Sowjetunion der 1980er Jahre, zum anderen verarbeitet er die kollektiven Traumata der deutschen Minderheit während des Stalinismus in Form eines Zwiegesprächs zwischen der 12-jährigen Protagonistin Alina und ihrem vermeintlichen Großvater Eduard Bachmeier. *Die Fische von Berlin* erhielt von der Literaturkritik viel positive Resonanz und wurde 2006 auch mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis ausgezeichnet.

In der literaturwissenschaftlichen Forschung fand Eleonora Hummels Œuvre gemessen an anderen russlanddeutschen Schriftstellern vergleichsweise viel Beachtung. Ein nicht unerheblicher Teil der Forschung konzentriert sich dabei auf die Themen Traumaverarbeitung und kollektive Erinnerung,²⁰² andere Studien beschäftigen sich mit Historizität²⁰³ oder Identität, Zugehörigkeit und Heimatkonzepten.²⁰⁴ Isterheld nimmt das Thema Hoffnung und Warten in den Blick,²⁰⁵ von Brylla liegt eine stark narratologisch fokussierte Arbeit zur Erinnerungskonstruktion vor.²⁰⁶ Auffällig an der bisherigen Forschungsliteratur ist dabei ein stark außertextueller Bezug: Es wird vielfach eine soziologisch-historische Lesart angelegt, die auf die Kollektivgeschichte der Russlanddeutschen referiert. Dies ist bei Migrationstexten, wie in den vorherigen Kapiteln ausgeführt, sicherlich nicht unangebracht und angesichts der weit verbreiteten Unwissenheit über russlanddeutsche Geschichte eine zunächst nachvollziehbare Herangehensweise. Mir scheinen kontextbezogene Interpretationen von *Die Fische von Berlin* inzwischen allerdings ausgereizt, weswegen ich die bisherige Forschung um eine eher textzentrierte Analyse ergänzen möchte, die besonders die sprachliche Ausgestaltung sowie Se-

²⁰² Vgl. Mevissen: *Gewaltgeschichte*, S. 200–221, Mevissen: *Diktaturerfahrung*, Mevissen: *Kinderperspektiven*, Behravesch: *Migration und Erinnerung*, S. 218–244.

²⁰³ Vgl. Shchyhlevska: *Historizität*.

²⁰⁴ Vgl. van den Brande: *Migration, Exclusion and Identities*, Shortt: *No Place like Home?*

²⁰⁵ Vgl. Isterheld: *Zugluft Europas*, S. 279–302.

²⁰⁶ Vgl. Brylla: *Erinnerungsinszenierung*.

mantiken und Symbolisierungsprozesse in den Fokus rückt. Konkret sollen drei Aspekte beleuchtet werden: Das Russland- und Deutschlandbild, das sich als Opposition von Todeszone/Paradies beziehungsweise Unfreiheit/Freiheit herausstellt, die für diesen Roman zentrale Thematik der Trauma- und Vergangenheitsbewältigung sowie die Bedeutung von Transiträumen.

4.1.1 Russland, das weiße Grab – Deutschland, das Paradies

Russland beziehungsweise die Sowjetunion einerseits und Deutschland andererseits sind die beiden topographischen Referenzpunkte, zwischen denen die Mitglieder der Familie Schmidt ihre Zugehörigkeit ausverhandeln. Das Verhältnis der handelnden Figuren zu diesen beiden Räumen fällt dabei fast durchgehend einseitig aus: „Weißes Grab“ (F: 5) ist die Bezeichnung des ersten Kapitels des Romans und gewissermaßen auch eine programmatische Beschreibung des Russlandbildes im Roman. Russland/die Sowjetunion sind stark negativ konnotiert, sie werden als eine lebensfeindliche Umgebung, als Raum der Gewalt und Gefängnis gezeichnet, kurzum: als Todesraum. Das Deutschlandbild hingegen fällt tendenziell positiv aus, es wird als verlorene Heimat, als Ursprung der Volksgruppe, gar als Paradies imaginiert. Dieser Gegenüberstellung in einer binären Opposition soll im Folgenden konkreter nachgegangen werden.

Zuerst soll dabei das Russlandbild untersucht werden. Hier wären zunächst die negativen Landschaftsattribute und Natursemantiken anzuführen. Die Sowjetunion/Russland wird als unansehnlich, karg und trist beschrieben: Angefangen bei dem namentlich nicht genannten ursprünglichen Wohnort der Schmidts,²⁰⁷ „ein weißes Grab im Winter, ein

²⁰⁷ Eine konkrete topographische Bezeichnung erfolgt im Gegensatz zum zweiten Wohnort der Schmidts, das kaukasische Nartkala, nicht. Mit sehr großer Wahrscheinlichkeit ist jedoch die kasachische Hauptstadt Astana gemeint: Bis 1961 hieß diese Akmolinsk, was auf Kasachisch ‚weiße Grabstätte‘ bedeutet. Nicht zuletzt trägt der Roman starke autobiographische Züge, Eleonora Hummel selbst wurde in der Hauptstadt Kasachstans geboren, die damals Zelinograd hieß. Ein weiteres Indiz ist folgende Aussage Alinas: „Die Stadt hatte oft ihren Namen gewechselt.“ (F: 8) Tatsächlich erfuhr die kasachische Hauptstadt in ihrer Geschichte mehrere Umbenennungen, von 1961 bis 1990 hieß sie Zelinograd, von 1992 bis 1998 Aqmola und anschließend bis heute Astana. Von 2019 bis 2022 wurde sie kurzzeitig

Staublager im Sommer“ (F: 60). Es ist zugeschneit, frostig und bitterkalt (vgl. F: 7–8, 10, 38), die Bäche der Stadt haben „weißverkrustete[] Ufer“ (F: 60), deren Erde schimmelt (vgl. ebd.) und an denen nichts wächst (vgl. ebd.). Auffällig ist hier die Dominanz der Farbe Weiß, einmal durch den Schnee, zum anderen durch das Salz. Weiß symbolisiert hier Leere und Charakterlosigkeit, es ist kein Ort, der auf irgendeine Weise identitätsstiftend wirkt und dadurch Zugehörigkeitsgefühle auslöst – passenderweise sucht Alina auch vergeblich nach charakteristischen „Eigenheiten der Stadt“ (ebd.). Es ist ein gesichtsloser Ort, der damit auch die innere Gefühlslage der Schmidts widerspiegelt: Ohne echte Heimat verharren sie in der Sowjetunion in einem identitätslosen, weißen Nichts. Das korrespondiert auch damit, dass an den Ufern nichts wächst und Alina das Salz der Bäche nicht schmecken kann: Alina als metaphorische Pflanze kann an diesem Ort nicht gedeihen oder Wurzeln schlagen, sie findet hier keinen Nährboden für eine erfolgreiche Identitätsentwicklung vor. Das Nicht-Schmecken verdeutlicht eine gewisse Apathie gegenüber der russischen Sphäre, sie löst keine Sinnesreize aus, das Einverleiben führt zu keiner emotionalen Reaktion. Mit der Assoziation von Leichenblässe deutet Weiß aber zugleich die Gewalt, den in der Familie erlebten Tod an und ist insofern als schauerhafte Vorausdeutung auf die später offenbarten familiären Traumata zu verstehen.

Auch am zweiten Wohnort der Schmidts in Nartkala²⁰⁸ im Kaukasus dominieren negative Naturattribute, hier vorrangig in Form der Gewässer. Ein Teich im Stadtpark riecht sumpfig (vgl. F: 81) und „[j]eden Sommer mußte nach Ertrunkenen getaucht werden, die sich in den glitschigen Algen verfangen hatten.“ (F: 82) Außerdem hatte der Teich „keinen Namen, er hieß einfach nur Teich.“ (ebd.) Wie schon bei der Ursprungsstadt wird in der Beschreibung des Teichs wieder die Namen- und Charakterlosigkeit betont. Das Vorenthalten von topographischen Bezeichnungen ist als wiederkehrender Topos zu verstehen, der die Sowjetunion/Russland als gesichts- und heimatlosen Ort ausweist, der nur wenig identitätsstiftend

in Nur-Sultan umbenannt. (vgl. Wikipedia: Astana. <https://de.wikipedia.org/wiki/Astana>, zuletzt aufgerufen am 07.08.2024.)

²⁰⁸ Eine konkrete Namensnennung findet sich bei F: 59.

wirkt. Die Sowjetunion/Russland werden somit als Niemandsland inszeniert, das keine Referenzpunkte für eine Orientierung oder Verortung bietet.

Ein weiteres beschriebenes Gewässer sind die Blauen Seen in den kaukasischen Bergen, „[k]altes blaues Wasser, das nach Schwefel stinkt“ (F: 137) und „in denen es kein Leben gab“ (ebd.). Auch in einer späteren Szene wird ihre Leblosigkeit (vgl. F: 183–184) und der Gestank „von faulen Eiern“ (F: 184) betont. Die Wasser-Symbolik, die für gewöhnlich für Leben steht, wird im Roman in ihr Gegenteil verkehrt: Das sowjetische/russische Wasser ist nicht Springquell von Leben und damit Identität und Heimat, sondern bedeutet Gefahr und Tod.

Die Lebensfeindlichkeit des sowjetischen/russischen Raums zeigt sich auch an den gebrochenen, kränkelnden Familienmitgliedern: Zuvorderst die psychischen (Obsession mit Wärme und Angst vor Dunkelheit) wie auch physischen (abgefrorene Zehen) Schäden des Großvaters, die eine direkte Folge seiner Gulag-Jahre sind und damit Ausdruck des Traumas. Daneben ist es aber auch der Vater Albert, der als eine ständig kränkelnde Person beschrieben wird: Er unternimmt andauernd Kurfahrten (vgl. F: 19), liest im *Lexikon des Therapeuten* (vgl. ebd.) und leidet seit Alinas Geburt an einem „nervösen Magen“ (F: 25), der besonders nach gescheiterten Antragsversuchen heftige Verstimmungen auslöst (ebd.). Nach dem Umzug in den Kaukasus ist es die Mutter Hilda, die sich intensiv der Gartenarbeit verschreibt, dadurch aber rissige Hände bekommt, hustet und Schleim spuckt (vgl. F: 79). Die kränkelnden Körper tragen damit zur Konstruktion des sowjetischen/russischen Raumes als einen leidbesetzten, unbehaglichen Ort bei. Krank sein geht einher mit Dissonanz: Die Figuren harmonieren nicht mit ihrer Umgebung, durch die Erkrankungen wird ihre gestörte Identität und ihr fehlendes Zugehörigkeitsgefühl markiert.²⁰⁹ Alina selbst wiederum leidet zwar nicht an Krankheiten, doch weist auch sie eine Eigenschaft auf, die eine Dissonanz mit dem sowjetischen/russischen Raum zum Ausdruck bringt: „Hier spielten alle Mädchen Klavier oder Akkordeon oder Geige. Ich war unmusikalisch.“ (F:

²⁰⁹ Auch die Forschung ist auf das wiederkehrende Motiv der Krankheit im Roman eingegangen. Für Mevissen sind sie Ausdruck „[u]nverarbeitete[r] Schuld- und Traumaerfahrungen“ (Mevissen: Gewaltgeschichte, S. 212), ähnlich sieht es auch Shchyhlevska (vgl. Shchyhlevska: Historizität, S. 179).

104) Die Musik steht hierbei metonymisch für die Kultur des Landes. Durch ihre fehlende musikalische Begabung wird sie als eine Figur gezeichnet, die keine Bindung, kein Zugehörigkeitsempfinden zu den sowjetischen/russischen kulturellen Eigenheiten aufweist. Sie verbleibt damit als Außenseiterin, als Fremdkörper, der nicht in dieser Kultur aufzugehen scheint.

Neben den oben angeführten Aspekten sind es aber vor allem die zahllosen geschilderten Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen, die das negative Bild der Sowjetunion/Russlands konstituieren: Die Ausreiseanträge der Familie werden immer wieder aufs Neue abgelehnt (vgl. F: 25–26), Alinas Schwester Irma wird der Universitätszugang trotz herausragender schulischer Leistungen verwehrt (vgl. F: 77–78), ihre Mutter muss sich von den neuen Nachbarn im Kaukasus die spöttische Frage gefallen lassen, ob Hilda ein Hundename sei (vgl. F: 71), Alina fällt beim Kriegsspielen mit anderen Kindern immer die Rolle der ‚Faschistin‘ zu (vgl. F: 49, 105), ein Nachbar in der neuen Heimat im Kaukasus untersagt seiner musikalisch begabten Tochter ausdrücklich, Stücke deutscher Komponisten zu spielen (vgl. F: 106–107) und Alinas Mitschülerin Nina Petrenko verbreitet die Ansicht, im Schlager *Moskau* gehe es darum, Bomben auf Moskau zu werfen, gleichwohl es nur ‚Werft die Gläser an die Wand‘ heißt (vgl. F: 176–177). Gerade auch die Schule erweist sich für Deutschstämmige als Raum der Schikane und gar Gewalt: Alinas Mitschüler Viktor Goldstein wird das Sakko zerrissen und als ‚Faschist‘ bezeichnet (vgl. F: 126–127), was Alina mit den Worten kommentiert: „Vielleicht war Goldstein einfach kein guter Nachname für einen dicken rotgesichtigen Jungen...“ (F: 127) Auch die später neu zukommende Mitschülerin Tatjana Hirsekorn muss sich Getuschel anhören, denn ist es für die Klasse ein „komischer Name“ (F: 168). Deutsch-Sein wird zum unüberwindbaren Stigma, was sich eindrücklich auch in folgender Szene äußert: Alina wird von ihrer Lehrerin Alexandra Petrowna für ihre Leistungen im Russischunterricht gelobt, dennoch kann sie sich nicht die Bemerkung verkneifen, dass dies „um so bemerkenswerter [ist] [...], als Russisch nicht deine Muttersprache ist“ (F: 178). Ein Kommentar, der bei Alina Scham auslöst: „Genauso gut hätte sie sagen können, ich solle mich vor der Klasse ausziehen.“ (ebd.)

All diese alltäglichen Diskriminierungserfahrungen bringen den Status der Deutschen als eine Volksgruppe zweiter Klasse zum Ausdruck. Sie gelten als Fremde, die nicht wirklich zugehörig, sondern höchstens geduldet erscheinen, als das Andere, das sich täglichen Schikanen machtlos ausgesetzt sieht. Ihnen haftet nach wie vor das Stigma der Faschisten, der Kollaborateure an. Allein die Tatsache der deutschen Abstammung ist für die sowjetische Mehrheitsbevölkerung Grund, die Deutschen auf verschiedenen Ebenen zu drangsalieren: Sei es im privaten Kontext, in der Schule oder den Behörden. Diesen peripheren Status bringt vor allem die Katharinentor-Szene symbolisch zum Ausdruck: Um Alina die Herkunftsgeschichte zu verdeutlichen, nimmt ihr Großvater sie mit auf einen Ausflug zu einem Torbogen, der zu Ehren Katharinas der Großen erbaut wurde. Der Torbogen befindet sich dabei „am Rand eines kleinen Dorfes, das aus einer Handvoll windschiefer Häuser bestand und nicht einmal ein Ortsschild hatte.“ (F: 129) Auch sonst macht das Tor einen eher unansehnlichen Eindruck: „[E]in Triumphbogen, der in Schlamm und Dreck versank“ (F: 130), beobachtet Alina. Die Inschrift ist verwittert (vgl. F: 130), die Umgebung staubig (vgl. F: 131) und eine Holzbank am Fuß morsch und voller Kritzeleien (ebd.). Das heruntergekommene Tor steht sinnbildlich für die Rolle der Deutschen in der sowjetischen Gesellschaft: Marginalisiert, vernachlässigt und sich selbst überlassen. Ähnlich wie das Tor in einer kargen Peripherie verkommt, befinden sich auch die Deutschen am Rande der Gesellschaft. Ihr zugewiesener Ort ist eine identitätslose Leere, wie die Beschreibung des Dorfes nahelegt, das über kein Ortsschild verfügt (vgl. F: 129).

Weit dramatischer sind dabei die Diskriminierungserfahrungen, die die Großelterngeneration durchleben musste und die Eduard Bachmeier seiner Enkelin nacheinander offenbart: Die willkürlichen Verhaftungen (vgl. F: 83–88) und die Folter während der ‚Großen Säuberungen‘ (vgl. F: 92–100), die Einberufung in die Arbeitsarmee, die *Trudarmija* (vgl. F: 119–121), und die Deportationen in die kasachische Steppe (vgl. F: 156–166). Die Gewalterfahrung kulminiert schließlich in der Verurteilung zu 25 Jahren Lagerhaft im Norden Sibiriens auf Grundlage des berüchtigten Paragraphen 58 und die Einweisung ins Norillag, einem Gulag in der Stadt Norilsk (vgl. F: 175, 185). Seine Verbannung nach Sibirien ist Sinnbild einer maximalen Peripherie, die Deutschen sind größtmöglich separiert von der Gesellschaft. Sie werden als Kriminelle und Schwerverbrecher

behandelt, die man weit weg verwahren muss, was, wie Eduard ausführt, einer einzigen Absurdität gleichkommt:

Paragraph 58 – den bekamen die Politischen: die vermeintlichen Spione, deren Schuld darin bestand, einen ausländisch klingenden Namen zu tragen, die Konterrevolutionäre, die nicht wußten, wie man dieses Wort buchstabiert, die heimatlosen Vaterlandsverräter, die *Schädlinge*, die einmal eine Handvoll Korn vom staatlichen Feld für die aufgeblähten Bäuche ihrer Kinder mitgenommen hatten. (F: 192, Herv. i. O.)

Die Bedingungen im Norillag sind grausam: Permanente Kälte, Hunger, Krankheiten und Willkür der Mithäftlinge (vgl. F: 188–190). Das Norillag wird als eine Todeszone geschildert, verbannt zu sein heißt nichts anderes, als in einem vorweggenommenen Todesreich zu sein. So äußert Eduard über sich, dass er „am anderen Ende der Welt lebendig begraben war.“ (F: 196) Im Lager wird jede Form von Identität zersetzt, man verkommt zu einer Nummer (vgl. F: 187) und jede Bindung an die Vergangenheit erlischt: „Das Lager verwischte jede Erinnerung an das frühere Leben draußen, und irgendwann glaubte man, es hätte nie existiert.“ (F: 197)

Die Gewaltgeschichte der Großelterngeneration offenbart so ein noch weit brutaleres, systematischeres staatlich gelenktes Diskriminierungsprogramm. Die Deutschen verkommen zu einem Spielball der Sowjetbehörden, sind ohnmächtig angesichts der Gewaltausmaße, die ihnen von staatlicher Seite entgegenschlagen. Im Moment der stärksten Repression, der Einweisung ins Norillag, wird ihnen sogar jegliche Form von Daseinsberechtigung abgesprochen, der ihnen anberaumte Platz ist ein Todesraum, in dem sie unter dem Einfluss widrigster Bedingungen verelenden sollen.

Deutsch-Sein wird konsequent unterdrückt: Jede Hinbewegung in die Sphäre des Deutsch-Seins ist risikobehaftet. Am dramatischsten wird dies an Eduard geschildert, als er in den Wirren des Krieges in Berlin landet und dort ein zunächst glückliches Leben mit einer Bauerntochter führt, nach der Besetzung Ostdeutschlands durch die Sowjetunion allerdings aufgesucht und zu 25 Jahren Straflager verurteilt wird (vgl. F: 172–175). Das glückliche Leben in Deutschland, wie es Eduard kurzzeitig führte und wie es auch von den Folgegenerationen erstrebt wird, wird durch die

Sowjetunion/Russland verwehrt. Es ist damit ein Ort, der jede Identifikation mit den deutschen Wurzeln teils gewaltsam zu unterbinden versucht.

Ein Ausgleich für die erlittene Gewalt blieb aus, was eindrücklich an der Zigarettenmarke Belomor verdeutlicht wird, die Eduard besonders gerne raucht. Benannt sind diese Zigaretten nach dem Weißmeer-Ostsee-Kanal (russisch: *Belomorsko-Baltijski kanal*), was Alina jedoch erst Jahre später in Erfahrung bringt, wie im Epilog geschildert (vgl. F: 221). Der Weißmeer-Ostsee-Kanal gehörte dabei zu den vielen Industrieprojekten unter der Herrschaft Stalins, für die vorrangig Gulag-Häftlinge und Zwangsarbeiter eingesetzt wurden. Ernüchtert stellt Alina fest: „Der Weißmeer-Ostsee-Kanal. Erbaut von Volksfeinden, an die nichts erinnert außer einer Zigarettenmarke.“ (ebd.) Hierbei kommt ansehnlich zum Ausdruck, dass unter dem vorherrschenden Geschichtsnarrativ der Sowjetunion kein Platz für eine kritische Erinnerungskultur war. Alina empfindet dies als eine historische Ungerechtigkeit: Den Opfern der Stalin-Zeit, darunter auch den Russlanddeutschen, wird bis heute die Anerkennung für ihre Entbehrungen verwehrt – sie verbleiben in einer erinnerungskulturellen Peripherie.²¹⁰

Indem der Text Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen intergenerationell darstellt, wird eine „Kontinuität der Ausgrenzungsmechanismen“²¹¹ offengelegt: Repression und Schikane sind eine Konstante der sowjetdeutschen Historie, die sich in unterschiedlicher Intensität und wechselnden Formen systematisch auf allen Ebenen zeigt, sowohl im privaten als auch öffentlichen Raum. Diskriminierung und der Generalverdacht hält auch in der dritten Generation an und wirkt bis in die unmittelbare erzählte Gegenwart fort. Interessant ist dabei, dass der Roman Parallelitätsstrukturen hinsichtlich der intergenerationellen Diskriminierungserfahrung aufzeigt und Analogien der Ausgrenzung über mehrere Zeitebenen hinweg inszeniert: So wird Vater Albert aufgrund einer kritischen Aussage zum Afghanistan-Krieg von einer Arbeitskollegin angeschwärzt und anschließend vom KGB vorgeladen (vgl. F: 26–29). Dies korrespondiert mit den willkürlichen Verhaftungen im Dorf des Großvaters

²¹⁰ Ähnlich analysiert dies Behravesch, vgl. Behravesch: *Migration und Erinnerung*, S. 234–235.

²¹¹ Ebd., S. 224.

während des Stalinismus, als die Bewohner auf Grundlage fadenscheiniger Gründe massenhaft verhört und interniert wurden (vgl. F: 85). Wurde Eduard Bachmeier in die Arbeitsarmee eingezogen (vgl. F: 121–122), droht auch Alinas Bruder Willi der baldige Einzug als Soldat für den Afghanistan-Krieg (vgl. F: 28–30), genauso muss Alina im Sportunterricht militärischen Drill ertragen, indem die Klasse Marschieren übt (vgl. F: 125). Auch die haltlose Verleumdung als ‚Faschisten‘ mussten sowohl Eduard (vgl. F: 133) als auch Alina (vgl. F: 49, 105) über sich ergehen lassen. Auffällig ist zudem, dass auf beiden erzählten Zeitebenen die Ungeziefer-Metapher im Zusammenhang mit den Russlanddeutschen verwendet wird: Zum einen im Zuge der ‚Großen Säuberungen‘ (vgl. F: 86), als die angeblichen Volksfeinde als „Parasiten“ (ebd.) und „Ungeziefer“ (ebd.) angesehen wurden. Zum anderen wird der Garten der Schmidts nach dem Umzug in den Kaukasus als vom Colorado-Käfer befallen geschildert (vgl. F: 73), womit er im deutlichen Kontrast zu dem der Nachbarin Tante Schura steht, der stets als prächtig, üppig und vorbildhaft gepflegt geschildert wird (vgl. F: 70–74). Somit verdeutlicht auch die Nähe zur Ungeziefer-Metapher, ob nun direkt geäußert oder subtil dargelegt, die Herablassung und den marginalen Status, der den Deutschen zuteil wird.

Die bemerkenswerteste Parallelität in der Darstellung der Gewalterfahrungen betrifft allerdings die Inszenierung von Alinas Alltagswelt als Gefängniszustand: die Sowjetunion/Russland erscheint als ewiger Gulag. Die Entlassung Eduards aus dem Norillag war keine endgültige Befreiung. Der Gefängniszustand setzt sich über die Generationen fort, nun jedoch im metaphorischen Sinne. Die stetigen Ausreisebemühungen der Schmidts erweisen sich damit als die kläglichen Versuche, dem Eingesperrtsein in der Sowjetunion zu entkommen. Wenn sich Alina die sowjetischen Behörden als „schnauzbärtige[] Männer in schwarzen Ledermänteln“ (F: 25) vorstellt, die ihrem Vater bei jedem Behördengang zurufen: „Du wirst hier nie rauskommen. Nicht du, deine Frau, nicht deine Kinder“ (F: 26), erscheinen die Schmidts als Gefangene, die verzweifelt bei ihren Wärtern um Begnadigung flehen. Sprach Eduard von seinem Gefangensein als „Todesstrafe [...] in Raten“ (F: 194), gilt dies sinnbildlich auch für die Schmidts: Die anstehende Einberufung ihres Sohnes Willi für den Afghanistan-Krieg mit Vollendung seines 18. Lebensjahres

schwebt wie eine drohende Todesfrist über der Familie, die sie dazu motiviert, ihre Ausreisebemühungen noch weiter zu intensivieren (vgl. F: 30). Die sowjetische/russische Sphäre hält für die Familie stets den Tod bereit. Sie verharren in einer andauernden Gefängnisstrafe, in der jederzeit das finale Todesurteil, hier versinnbildlicht durch die Einberufung in den Kriegsdienst, vollstreckt werden kann. Auch wenn Alinas Mitschülerin Tatjana Hirsekorn, die nach einem kurzen Aufenthalt in Deutschland mit ihrer Mutter widerwillig zurückgekehrt ist, von einer Rückkehr ab ihrem 18. Geburtstag träumt und klagt: „Noch sechs Jahre“ (F: 182), wird eine gewisse Gefängnismetaphorik erkennbar. Als Deutschstämmiger wird die sowjetische/russische Sphäre als unverschuldete Unfreiheit wahrgenommen, als eine Strafe, die man sich gezwungen sieht, abzuwarten. Auch Isterheld²¹² und Shortt²¹³ haben das sehnsüchtige Warten als bestimmendes Motiv der Erzählung herausgearbeitet, aber die Schlussfolgerung nicht erwogen, dass es sich um ein Warten auf die Entlassung aus einem metaphorischen Gefängnis handeln könnte. Die Parallelität zwischen dem vom Großvater durchlebten Norillag und dem Alltagsgefängnis der Schmidts wird besonders im letzten Teil des Romans augenscheinlich, als die Erzählung des Großvaters von seiner Entlassung sich direkt an den Erhalt der ersehnten Ausreisegenehmigung anschließt und beide Befreiungen damit zusammenfallen. Der Umschwung in einen nun beginnenden Modus der Freiheit wird mitunter beim Abschiedessen der Schmidts mit den Nachbarn markiert, als hier beispielsweise die verbotenen Lieder des berühmten sowjetischen Sängers Wladimir Wyssozki (vgl. F: 204) gespielt werden oder Alina ihre Schuluniform auszieht (vgl. F: 201): Hier deutet sich das Ablegen des starren Sowjetkorsetts und die nahende Entlassung in das als Ort der Freiheit imaginierte Deutschland an.

Die Pointe setzt dann aber der Schlussabsatz vor dem Epilog: „Irgend etwas musste ich falsch verstanden haben. Oder hatte es mir einfach niemand gesagt? Wir hatten keine Karten für einen Flug nach Hannover, sondern für den Zug von Moskau nach Berlin-Ost.“ (F: 217) Die erhoffte Freiheit entpuppt sich schlagartig als Schein. Nun haben die Schmidts zwar ihre Ausreisegenehmigung nach Deutschland, ist damit aber die

²¹² Vgl. Isterheld: *Zugluft Europas*, S. 279–302.

²¹³ Vgl. Shortt: *No Place like Home?*, S. 61–65.

DDR und nicht die Bundesrepublik gemeint. Dem sozialistischen System und somit dem Zustand des ewigen Gulags, so suggeriert es der Roman, scheinen die Russlanddeutschen auf ewig nicht zu entkommen.

Gänzlich anders fällt das im Text vermittelte Deutschlandbild aus. Deutschland erfährt eine fast durchweg positive Darstellung. Es sind dabei vor allem Vater Albert und Großvater Eduard, die zur Konstruktion dieses positiven Deutschlandbildes beitragen.

Für Vater Albert ist Deutschland eine verlorene Heimat: Hier erhofft er das Versprechen von Zugehörigkeit und Anerkennung als Deutscher erfüllt zu bekommen. Ein Ausreisen nach Deutschland heißt für ihn, an das Deutschtum der Ahnen anzuknüpfen. Seine Heimatvorstellung beruht damit auf einem „natio-ethno-kulturellen Verständnis“²¹⁴. Auch auf Alina schwappt die Vorstellung über, in Deutschland die wahre ethnische Zugehörigkeit zu finden: „Aber dort leben, wo andere sind wie ich, das möchte ich gern.“ (F: 64) In Russland sieht Albert dieses ethnische Erbe hingegen zunehmend bedroht: „Wenn das so weiterginge, würden selbst seine Enkel nicht die Sprache ihrer Vorfahren sprechen. Nicht einmal bis zehn könnten wir, seine *fast erwachsenen* Kinder, auf *deitsch* zählen.“ (F: 30, Herv. i. O.) Seine Vorstellungen von Deutschland wirken dabei utopisch.²¹⁵ Deutschland ist für ihn das „Paradies“ (F: 111–112). Auf Deutschland werden damit sämtliche Hoffnungen und Sehnsüchte auf ein besseres Leben projiziert.²¹⁶ Albert erwartet, in Deutschland den Schikanen, den die Deutschen und seine Familie im Speziellen in der Sowjetunion ausgesetzt sind, sei es durch die ständige Zurückweisung seiner Anträge oder die Verwehrung des Universitätszugangs für seine Tochter Irma, zu entkommen. Deutschland wird als Gegenpol zur Sowjetunion/zur Russland stilisiert: Ist die russische/sowjetische Sphäre das ewige Gulag, ist Deutschland der Ort der Freiheit. Nach Deutschland zu gelangen, ist gleichbedeutend mit einer Entlassung aus einem Gefängnis. Deutschland wird damit zur „idealised counter-present“²¹⁷, es wird von

²¹⁴ Behravesh: Migration und Erinnerung, S. 231.

²¹⁵ Vgl. ebd. sowie Shortt: No Place like Home?, S. 59.

²¹⁶ Vgl. Behravesh: Migration und Erinnerung, S. 231.

²¹⁷ Shortt: No Place like Home?, S. 58.

Vater Albert als Gegenentwurf zum beschwerlichen Sowjetleben imaginiert.²¹⁸

Auch das von Großvater Eduard vermittelte Deutschlandbild ist dem der Sowjetunion/Russlands nahezu diametral entgegengesetzt. Anders als bei Albert beruht es aber nicht auf illusorischen, sehnsüchtigen Erwartungshaltungen, sondern auf erlebten Erfahrungen. Eduard gelangt nach Berlin, als sein Dorf im Zweiten Weltkrieg unter deutsche Besatzung fällt und die Bewohner nach dem Vorrücken der Roten Armee in die Reichsgebiete evakuiert werden. Schon während dieser Besatzungszeit fällt eine besondere Bindung Eduards zur deutschen Sphäre auf. Die Nationalsozialisten werden vom Text zwar keineswegs gutgeheißen, so bleiben auch ihr Rassenwahn (vgl. F: 166) und die Zwangsarbeit (vgl. F: 169) nicht unerwähnt, dennoch scheint Eduard in unmittelbarem Kontakt mit dem Deutsch-Sein stets zu profitieren: Er erlebt einen Machtgewinn, indem er zum Dorfbürgermeister ernannt wird (vgl. F: 164–165). Zudem kehrt im vorher vom stalinistischen Terror geplagten Dorf unter der Besatzung nun eine relative Phase der Stabilität ein: „Es war Krieg irgendwo draußen, aber in Timofejewka verlief das Leben ruhig.“ (F: 170). Beschrieben wird ein annäherndes Dorfidyll, in dem die Menschen einem geregelten Alltag nachgehen konnten (ebd.). Als die Evakuierungen anberaumt wurden, trauerte Eduard der alten Heimat nicht hinterher: „Es ging endlich nach *Westen*.“ (F: 171, Herv. i. O.) Auch hier kommt die Parallelisierung der intergenerationellen Erfahrung einmal mehr zum Tragen: Ähnlich wie bei Albert äußert sich in dieser Szene die sehnsuchtsvolle Erwartungshaltung, der Sowjetunion/Russland und seiner Schikane endgültig zu entkommen. Das, was die Russlanddeutschen Jahrhunderte lang als eigentliche Heimat angesehen hatten, fiel ihnen mit den Großen Säuberungen, den Deportationen und der Zwangsarbeit in den Rücken, weswegen man sich hoffnungsvoll Deutschland als Heimat zuwandte, auch wenn dies hieß, sich mit den Nationalsozialisten gemein zu machen.

Eduard geht auf den Flüchtlingstrecks verloren und gelangt über Umwege schließlich nach Berlin, wo er Unterschlupf bei einem Bauern und

²¹⁸ Dass es sich bei Alberts Deutschlandbild um ein naives, illusorisches Phantasma handelt, wird vor allem in der Fortsetzung *Die Venus im Fenster* (2009) offenbar: Hier wird die Familie Schmidt mit den Strapazen und Herausforderungen des Alltags in der DDR konfrontiert. Desillusioniert von der neuen deutschen Heimat, entwickelt Albert nostalgische Gefühle für die Sowjetunion und zieht schlussendlich sogar wieder zurück.

seiner Tochter findet. Diese Zeit beschreibt er seiner Enkelin Alina als die glücklichste seines Lebens: „[I]ch [...] stellte plötzlich fest, daß ich gern an den kommenden Tag dachte.“ (F: 173) Ihm war die Bauerstochter als Braut versprochen und hier sah er seine Zukunft. Besonders gern erinnert er sich dabei an einen See in Berlin, an dem Eduard damals Fische für seine Verlobte fing (vgl. F: 55). Dieser See wird zum Sinnbild eines eingelösten Heimatversprechens. Metonymisch steht er für das sehnsuchtsvolle Suchen und Finden von Glück und Zugehörigkeit. Eduard beschreibt ihn als voller blühender Kastanienbäume (vgl. F: 82) und als fischreich (vgl. F: 55), seine Fänge ernähren ihn und seine Braut im kriegszerstörten Berlin (vgl. ebd.). Der See unterscheidet sich damit von der Beschreibung der Gewässer in der Sowjetunion/in Russland fundamental: Sind diese stets als unansehnlich und gefährlich, als Sinnbilder des Todes geschildert, wird der See in Berlin zu einem Symbol des Lebens. In Form des Sees wird Deutschland als ein paradiesischer Ort imaginiert, an dem Eduard nach langjährigen traumatisierenden Erlebnissen individuelles Glück finden konnte.

Nach Ende des Krieges wird Eduard dieser Idylle allerdings entrissen, als er von den sowjetischen Besatzungstruppen aufgespürt und für seine Kollaboration mit Nazi-Deutschland zu 25 Jahren Lagerhaft im Norillag verurteilt wird. Der See ist damit zugleich Symbol einer verlorenen Idealität, er wird zum Fixpunkt in der Familiengeschichte, an dem man das Konzept von deutscher Heimat verwirklicht sieht. Der deutsche See in Berlin wird zum Ziel einer langwierigen Suche nach den verschollenen Wurzeln inszeniert: So sucht die im Epilog erwachsene Alina in Berlin im wiedervereinigten Deutschland akribisch nach dem von ihrem Großvater beschriebenen See (vgl. F: 219). Das Suchen des Sees versinnbildlicht das Streben danach, die verlorene Heimat, die aus der Vergangenheit stammende Vorstellung von Zugehörigkeit endlich aufzufinden oder zumindest einen adäquaten Ersatz, denn sagt Eduard zu seiner Enkelin: „Jeder sollte wissen, wo seine Heimat ist und woran er sie erkennen kann. Daß du das auch irgendwann weißt, das wünsche ich dir, Wnutschka.“ (F: 82)

Die einzige Figur, durch die die illusorischen, kitschigen und utopischen Deutschlandvorstellungen kritisch perspektiviert werden, ist Alinas ältere Schwester Irma. Sie steht den Ausreisebemühungen skeptisch gegenüber und sieht ihre Zukunft in der Sowjetunion: „Ich denke nicht daran, alles

aufzugeben, nur weil unser Vater glaubt, anderswo wäre er willkommener.“ (F: 34) Irmas Position wird allerdings stets in ein negatives Licht gerückt oder der Selbstlüge bezichtigt: So wird ihr Mann Sergej, den sie augenscheinlich nur heiratet, um den deutschen Nachnamen Schmidt abzulegen (vgl. F: 110), von der Familie negativ aufgenommen (vgl. F: 110–111). In einem Gespräch mit Alina, in dem sich Irma mehrfach spöttisch über die Ausreise nach Deutschland äußert (vgl. F: 63–64), vermutet Alina, „Angst und Unsicherheit [zu] erkennen“ (F: 65). Und als Irma am Ende des Romans ihre Weigerung, nach Deutschland mitzukommen, mit den Worten „Es ist gut so wie es ist“ (F: 202) rechtfertigt, kommentiert Alina: „Es klang, als würde sie sich diese Worte täglich vorbeten, um sie auch zu glauben.“ (F: 202–203) Selbst wenn also eine Brechung des idealisierten Deutschlandbildes durch Irma erfolgt, wird dieses zurechtgerückt: Irma erscheint entweder als Selbstzweiflerin oder ihr Verhalten, mit dem sie ihre deutsche Abstammung zu leugnen versucht, wird als übereilt, unüberlegt und nicht im Wohle der Familie gewertet.

4.1.2 Trauma- und Vergangenheitsbewältigung

Trauma und das Bewahren der Erinnerung an die einschneidenden historischen Ereignisse der Familienbiographie sind eines der herausragenden Motive von Eleonora Hummels Roman *Die Fische von Berlin*. Entsprechend hat sich auch die Forschung ausführlich mit diesen Aspekten befasst. Auch in dieser Arbeit soll der Themenkomplex Trauma und Erinnern nicht unberücksichtigt bleiben. Dabei wird auf einige Ergebnisse der Forschungsliteratur rekurriert, die Erkenntnisse jedoch um eine textnahe Analyse insbesondere der sprachlichen Ausgestaltung ergänzt.

Eduard Bachmeier war Zeitzeuge der vielen Zivilisationsbrüche in den 1930er und 1940er Jahren: Zum einen der stalinistische Terror und die ‚Großen Säuberungen‘, im Zuge derer er seinen Vater verlor und den willkürlichen Verhaftungen zum Opfer fiel. Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde er in die *Trudarmija* eingezogen und wurde später von seinem Bruder Konrad getrennt. Nach der Flucht aus der Arbeitsarmee kehrte er in sein Heimatdorf zurück, nur um feststellen zu müssen, dass seine Familienangehörigen deportiert wurden. Unter der deutschen Besatzung seines Dorfes wurde die einzige ihm verbliebene Schwester Berta

als Ostarbeiterin ins Deutsche Reich geschickt, er war zudem Zeuge des Rassenwahns der Nationalsozialisten. Nach der Evakuierung der deutsch besetzten Dörfer ging er auf den Flüchtlingstrecks verloren, gelangte danach jedoch in die Obhut eines Bauern in Brandenburg. Als Ostdeutschland unter sowjetische Besatzung fiel, wurde Eduard aufgespürt und zu 25 Jahren Lagerhaft in Sibirien verurteilt. Die Bedingungen im Gulag waren unmenschlich: Kälte, Hunger und Willkür bestimmten den Lageralltag. Täglich starben Häftlinge, Eduard selbst überlebt, verliert aber zwei Zehen. Erst 1956, nach acht Jahren Haft, wird er aus der Lagerhaft entlassen.

All diese dramatischen Erlebnisse hinterließen ein schweres Trauma, für das er wie auch die Schmidts über Jahrzehnte nur eine Bewältigungsstrategie kannten: Verdrängung und Verheimlichung. Die Verwerfungen innerhalb der Familiengeschichte wurden konsequent verschwiegen, einer Aufarbeitung haben sich alle verweigert: „Niemand fragte danach, weil die Antwort gefürchtet war, und keiner antwortete, weil die Frage ungestellt blieb.“ (F: 83) Das Verdrängen hatte zum einen politische Gründe, denn unterschrieb Eduard nach seiner Entlassung aus dem Norillag eine Schweigeverpflichtung (vgl. F: 214–215). Zum anderen erfüllt das Schweigen aber auch eine „Schutzfunktion“²¹⁹: Nach all den Repressalien zieht das russlanddeutsche Kollektiv das Verdrängen vor, um so einerseits politisch nicht aufzufallen und durch Hinterfragen der Sowjetgeschichte den Eindruck von Dissidententum zu erwecken, zum anderen aber auch, um die eigenen Familienbande zu stabilisieren und keine Konflikte heraufzubeschwören.²²⁰

So löst es innerhalb der Familie Schmidt Irritationen aus, als Alina, angeregt durch das Auffinden eines Messers mit den Initialen *K. B.* unter dem Kopfkissen des Großvaters, Fragen über seine Vergangenheit stellt (vgl. F: 17–19). Ihre Mutter Hilda antwortet auf ihre Überlegung, einen Vortrag über die Kriegserlebnisse ihres Großvaters in der Schule zu halten, mit der Zurückweisung: „Ein seltsamer Wunsch. *Ich* wollte es niemals wissen. Wozu auch? Dieses Wissen ist unnütz. Halt lieber einen Vortrag über die Erfolge der sozialistischen Kinderbekleidungsindustrie.“ (F: 39,

²¹⁹ Mevissen: Gewaltgeschichte, S. 213.

²²⁰ Vgl. ebd., S. 212, ähnlich auch Mevissen: Kinderperspektiven, S. 186 sowie Behravesch: Migration und Erinnerung, S. 237.

Herv. i. O.) Auch ihr Vater weicht auf Alinas beharrliche Fragen aus und leugnet ebenso wie ihre Mutter die Bedeutung des Vergangenen: „Aber das ist doch alles nicht mehr wichtig.“ (F: 47) Die Haltung zur Vergangenheit als etwas Unnützes äußert sich auch im Umgang mit bestimmten Erinnerungsstücken, wie beispielsweise dem Foto von Eduard und einigen Mithäftlingen in Sibirien mit der Aufschrift *Igarka, 1956*: „Er hatte es eine Weile als Lesezeichen benutzt, dann war es auf der Ablage über dem Fernseher gelandet und begann Staub anzusetzen.“ (F: 16) Die Bild gewordene, festgehaltene Erinnerung in Form des Fotos verkommt zu einem profanen Gebrauchsgegenstand, ehe es gänzlich vergessen und der Verwitterung überlassen wird. Ähnlich verhält es sich mit den Erinnerungsstücken von Alois Metzger, der ebenso mit Eduard im Norillag inhaftiert war, und die Alina in der neuen Heimat im Kaukasus auf dem Dachboden entdeckt (vgl. F: 75). Sie sind umgeben von „Staub und Spinnweben“ (ebd.), das Fotoalbum roch „muffig“ (ebd.), Irma spricht sogar von „Lumpen“ (F: 76) und „Müll“ (ebd.). Sinnbildlich verdeutlicht diese Szene damit den Stellenwert des Vergangenen im Kollektiv der Russlanddeutschen: Es wird marginalisiert und verdrängt. Auch die gehäufte Nennung der Farbe Weiß im ersten Teil der Erzählung vor dem Umzug nach Nartkala kann in diesem Zusammenhang als Chiffre für den Umgang mit der Vergangenheit gesehen werden. Es symbolisiert somit nicht allein die Identitäts- und Heimatlosigkeit der Schmidts, wie im vorangegangenen Kapitel dargelegt, sondern auch den weißen Fleck der Erinnerung, die verschwiegene, tabuisierte Familiengeschichte, die bisher niemand aufarbeiten wollte. Gerade, als Alina das Messer des Großvaters, das hier als Symbol der traumatischen Familiengeschichte fungiert, zum ersten Mal auffindet, akzentuiert der Text die Arme und Hände der Großmutter, die vom Pudern eines Teiges „bis zu den Ellbogen weiß“ (F: 18) waren.

Erst mit Alinas beharrlichem Fragen wagt sich Eduard an eine erstmalige Aufarbeitung und Schilderung seiner Erlebnisse. Dass es ausgerechnet einem Kind zufällt, die Familiengeschichte zu hinterfragen, ist dabei eine bewusst gewählte Strategie, wie Mevissen ausführt: Die Kinderperspektive dient einer „Inszenierung einer von historischem Wissen und Erinnerungsdiskurs unvoreingenommenen Position“²²¹. Einem Kind wie

²²¹ Mevissen: Kinderperspektiven, S. 193.

Alina ist es möglich, einen unbelasteten und unverzerrten Zugang zur Familiengeschichte aufzubauen und sie vorurteilsfrei zu verarbeiten.

Zum ersten Mal Einblicke in Großvaters Vergangenheit, wenn auch nur vage, bekommt Alina während eines Angelausflugs. Dieser Ausflug ist nicht ohne Grund in der Frühlingszeit situiert: Die beschriebene Schneeschmelze (vgl. F: 48) kündigt auch den sich anbahnenden Abbau der Hemmungen im Umgang mit der Vergangenheit an. Es versinnbildlicht, wie die stetige Verdrängung demnächst ins Wanken gerät und wie zugleich ein Prozess der Aufarbeitung in Gang gesetzt wird. Die Tage des Verschweigens, symbolisiert durch den Winter, schmelzen ähnlich dahin wie der Schnee, unter dem Frost offenbart sich die bisher verdeckte Landschaft, die hier auf die Vergangenheit verweist. Indem die Schneeschmelze aber auch für überflutete Keller sorgt (vgl. ebd.), deuten sich sogleich die Gefahren der Traumabewältigung an: Die Konfrontation mit dem Verdrängten kann zugleich unabsehbare negative Folgen haben.

Auch die Schilderung des Sonnenaufgangs während der Fahrt mit ihrem Großvater ist als ein Symbol für den beginnenden Aufarbeitungsprozess zu werten: „Der schmale Streifen Tageslicht weitete sich aus, strich die Wolken über dem Horizont rosa. Immer heller wurden sie, und bald standen sie weiß aufgetürmt vor uns.“ (F: 50) Der Sonnenaufgang steht für einen bevorstehenden Neubeginn. Die Lichtmetaphorik kann als Offenbarung der lange im Dunkeln gelassenen Familiengeschichte gedeutet werden, sie versinnbildlicht die Aufklärung über die bisher ungekannte Vergangenheit.

In der Tätigkeit des Angelns spiegelt sich schließlich ebenso der Umgang mit dem Vergangenen wider. „Eine sonderbare Beschäftigung war das, stundenlang stumm dazusitzen und auf Fische zu warten“ (F: 49), kommentiert Alina die Tätigkeit ihres Großvaters und dies ist nicht allein als Seitenhieb auf das Angeln, sondern auch als Kritik an dem stetigen Verschweigen des Traumas zu verstehen. Alinas Fragen werden zunächst mit der Bitte nach Ruhe zurückgewiesen, um die Fische nicht zu verschrecken (vgl. F: 50–51). Doch sie bleibt beharrlich, bis ihr Großvater erste vage Andeutungen über seine Vergangenheit preisgibt. Die Tätigkeit des Angelns entwickelt in dieser Szene hochsymbolischen Gehalt: Der See kann als das tiefe Unterbewusstsein Eduards gedeutet werden,

aus dem, in den Worten Bryllas, die Fische als „Erinnerungsergebnisse“²²² an die Oberfläche gezogen werden.²²³ Wenn Alina am Ende des Tages schließlich resümiert: „Kein besonders guter Fang“ (F: 57), ist damit nicht nur auf die magere Ausbeute von sieben Fischen verwiesen, sondern auch auf ihren überschaubaren Erfolg, die ganze Wahrheit über ihren Großvater in Erfahrung gebracht zu haben.

Im Laufe des Romans offenbart ihr Eduard jedoch immer mehr von den dramatischen Erlebnissen seiner Jugend. Auffallend ist hierbei, dass die Traumakonfrontation nie im Kreis der Angehörigen, sondern stets an peripheren Orten vollzogen wird: Die erste Aufarbeitung findet, wie oben geschildert, an einem See fern des Heimatortes ‚Weißes Grab‘ statt, die zweite Erzählung auf der „offenen Veranda“ (F: 81), die dritte auf dem Dachboden (vgl. F: 91). Bei der vierten Konfrontation setzte sich Alina so hin, „daß Großmutter mich vom Haus aus nicht sehen konnte“ (F: 118), die fünfte findet vor dem Katharina-Triumphbogen statt (vgl. F: 130). Auch die weiteren Erzählungen erfolgen fast durchgehend in der Peripherie, so in der Gartenlaube (vgl. F: 156) (7), in einem Restaurant bei den blauen Seen (vgl. F: 184) (9) und im Garten (vgl. F: 205) (11). Einzig

²²² Brylla: Erinnerungsszenierung, S. 20.

²²³ Fische sind im Roman zweifellos das Symbol mit dem vielschichtigsten Bedeutungsgehalt. Sie tauchen leitmotivisch immer wieder im Roman auf und versinnbildlichen dabei jeweils andere Aspekte. Wenn sich Alina so beispielsweise die Behördengänge ihres Vaters ausmalt, wie ihm gesagt wird: „Schmidt, hör auf zu zappeln wie ein Fisch an der Angel.“ (F: 26) oder Eduard in seiner Erzählung von Deutschstämmigen als „kleine[n] Fische[n]“ (F: 98) redet, die im Zuge des Hitler-Stalin-Pakts aus der sowjetischen Inhaftierung entlassen wurden, klingt die Rolle der Russlanddeutschen als Opfer an, die der Willkür des Sowjetapparates ausgesetzt sind, wie es ähnlich auch Shchyhlevska sieht (vgl. Shchyhlevska: Historizität, S. 182). Im Zusammenhang mit Eduards nostalgischen Erinnerungen an den fischreichen See in Berlin (vgl. F: 55, 175) symbolisieren die Fische aber zugleich einen „im Keim erstickten Lebensentwurf“ (Isterheld: Zugluft Europas, S. 285), wonach Eduard das erfüllte Leben mit seiner Braut in Berlin durch seine Verurteilung durch die sowjetische Besatzungsmacht verwehrt wurde. Seine Aussage, „den größten Fisch fangen“ (F: 175) zu wollen steht hier für seine Hoffnung auf ein glückliches Leben, die ihm geraubt wurde. Dass während seiner Erzählung zwei Mal Fische anwesend sind (neben dem Initialereignis des Angelausflugs auch während des Aufhängens von Trockenfisch, vgl. F: 90), kann als Sehnsucht nach dieser erfüllten Zeit gedeutet werden. Des Weiteren steht das Fisch-Symbol auch für das Schweigen und das Unvermögen, die historischen Traumata zu konfrontieren (vgl. Isterheld: Zugluft Europas, S. 284–285), entsprechend äußert sich Alinas Bruder Willi über Eduard: „Der ist stumm wie ein Fisch.“ (F: 152) Nicht zuletzt schwingt aber auch eine christliche Metaphorik mit, als der Roman im übertragenen Sinne auch eine Wiederauferstehungsgeschichte eines unterdrückten Kollektivs erzählt.

allein die sechste (vgl. F: 143), achte (vgl. F: 169) und zehnte Erzählung²²⁴ (vgl. F: 196) fallen heraus, als dass hier mitten in Großvaters Haus berichtet wird. Brylla sieht darin eine „Befreiung von den pejorativ behafteten Räumen der Erinnerung“²²⁵. Mevissen merkt zudem an, dass „die Raumsemantik der Ausflugsorte [...] Eduard auffordern, buchstäblich aus sich heraus zu gehen, indem er seine Vergangenheit preisgibt“²²⁶. Ich sehe im Erzählen an randständigen Orten vorwiegend ein Bewahren der Heimlichkeit. Die Konfrontation mit dem Trauma ist mit Gefahren verbunden: Sie rüttelt zum einen am staatlichen Siegenarrativ, zum anderen weckt sie längst vergessene Familienkonflikte und kann so auch die private Ordnung gefährden. Ein Offenbaren der Vergangenheit ist demnach nur an einem heimlichen, marginalen Ort möglich. Allein hier kann in Sicherheit offen über die traumatischen Erlebnisse der Vergangenheit berichtet werden.

Der Text macht mehrfach deutlich, wie intensiv und persistent das Trauma bei Eduard nachwirkt: Noch immer ist er besessen darauf, dass das Haus ausreichend geheizt ist (vgl. F: 8–9); weiterhin verabscheut er Sauerkraut (vgl. F: 155–156), welches ihm im Straflager zu Essen gegeben wurde (vgl. F: 190). Bis heute erinnert er sich an nahezu alle Details seiner Erlebnisse: „Weißt du, ich stelle fest, daß ich beginne, Dinge zu vergessen, die gestern geschehen sind. Aber die Vergangenheit, die Jahrzehnte zurückliegt, ist noch klar in meinem Kopf.“ (F: 82) Die Intensität des Traumas macht sich auch während der direkten Konfrontationen bemerkbar: Das Erzählen ist stets eingerahmt von Wärmesymbolen, so einer Wärmeflasche (vgl. F: 143), warmen Speisen und Getränken (vgl. F: 169, 185) oder vor allem auch Zigaretten (vgl. F: 51, 84, 102, 156). Diese Wärmesymbole unterstützen Eduard dabei, die wieder bewusst gemachten Erinnerungen vor allem an die tödliche sibirische Kälte zu verarbeiten und zu konfrontieren. Sie fungieren zugleich als Symbole des Lebens, sie sind Insignien des Überlebenswillen des russlanddeutschen Kollektivs: Sie drücken das bewusste Ankämpfen gegen Kälte und Tod und damit den Widerstand gegen die Repressalien der Sowjetobrigkeit aus. Gerade der viele Dampf, den insbesondere die Zigaretten, aber auch die heißen

²²⁴ Vor der zehnten Erzählung macht sich Eduard allerdings gerade bereit, zum Angeln zu gehen.

²²⁵ Brylla: Erinnerungszensurierung, S. 15.

²²⁶ Mevissen: Gewaltgeschichte, S. 218.

Tees und Speisen absondern, verweist nicht zuletzt auf den Charakter von Erinnerungen: Sie sind flüchtig, unbeständig und schnell in Auflösung begriffen. Im Dampfsymbol ist das Vergessen der Opfergeschichte als Warnung eingeschrieben: Die Vergangenheit muss aktiv aufgearbeitet werden, wie es Alina unternimmt, um so das Andenken zu bewahren.

Die sukzessive Auseinandersetzung mit der Familienbiographie ist für Alina zugleich auch ein Prozess der Identitätsfindung. Indem sie die Vergangenheit in Erfahrung bringt, wird ihr ihre Herkunft als eine Russlanddeutsche bewusst. Sie lernt, woher sie abstammt und dass es vor allem auch die einschneidenden Traumata sind, die die Identität des russlanddeutschen Kollektivs ausmachen. So ist es nicht verwunderlich, dass Eduard vor der ersten Aufarbeitung der Ereignisse nach dem Initialereignis des Angelausflugs folgenden Satz seiner Erzählung mottoartig voranstellt: „Jeder sollte wissen, wo seine Heimat ist und woran er sie erkennen kann.“ (F: 82) Es ist daher nicht abwegig, hier von einer „identitätsstiftenden Erinnerungsarbeit“²²⁷ zu sprechen.

Wie oben erwähnt, birgt Traumakonfrontation allerdings immer auch Gefahren. Diese muss Alina am eigenen Leib erfahren, als Eduard ihr die Wahrheit über ihren Großvater eingesteht: Nicht er ist ihr leiblicher Großvater, sondern sein Bruder Konrad, der nach der Flucht aus der Arbeitsarmee umkam (vgl. F: 149). Die Bewältigung der Vergangenheit offenbart familiäre Konflikte, die den Zusammenhalt und die private Ordnung gefährden. Groll regt sich in Alina darüber, dass ihr die wahren Familienverhältnisse verschwiegen wurden und sie im falschen Glauben um ihren Großvater aufgewachsen ist: „Ich wollte krank werden, tagelang im Bett liegen und keinen sehen müssen, am wenigsten Großvater.“ (F: 150) Sie flüchtet in einen Stadtpark und weigert sich, nach Hause zu gehen. Die Einsamkeit, Irritation und Wut, die das Offenbaren der Wahrheit mit sich bringt, wird dabei von der Szenerie im Stadtpark gespiegelt: Es war dunkel, einsam und kalt (vgl. F: 151). Alina saß bezeichnenderweise auf einem Baumstumpf an einem Teich, der allmählich von einer Eisschicht bedeckt wurde (vgl. F: 150–151). Wie schon in der Angel-Szene steht der Teich für das Unbewusste, das sich Alina nun aber zu schließen und zu verwahren wünscht, anders als es noch die Schmelz-Metaphorik während des Angel-Ausflugs nahelegte. Alina besinnt sich jedoch schnell

²²⁷ Mevissen: Gewaltgeschichte, S. 218.

wieder: „Wer fragt, muß die Antwort ertragen können.“ (F: 151) Sie akzeptiert die Folgen des Befragens und versöhnt sich mit Eduard.

Ähnlich wie im vorangegangenen Kapitel kann auch beim Aspekt der Traumabewältigung eine Strategie des Textes ausgemacht werden, beide erzählte Zeiten miteinander zu verknüpfen und zu parallelisieren. Konkret betrifft dies den Stellenwert der Heimlichkeit und des Schweigens, über den ein Fortwirken des Traumas bis hinein in die unmittelbare Gegenwart signalisiert wird. So ist Schweigen für das russlanddeutsche Kollektiv nicht nur eine Strategie, die Vergangenheit zu bewältigen, sondern auch die Gegenwart auszuhalten. Die Ohnmachtserfahrung ist derart erdrückend, dass alle im Schweigen verbleiben: Wenn Alina in der Umkleidekabine von ihren Mitschülerinnen gehänselt wird, ist es für sie die beste Option, zu „[t]un, als wäre man taub“ (F: 140). Später verbreitet die Klassenbeste Nina Petrenko diffamierende Unwahrheiten über die Bedeutung des deutschen Schlagers *Moskau*, und obwohl die neue Mitschülerin Tanja Hirsekorn aufgrund ihres kurzen Deutschlandaufenthaltes Deutsch beherrscht, scheut sie die Konfrontation: „Sie sagte es nicht – nicht laut. Dann drehte sie sich zu mir um, hielt die Hand vor den Mund, um von den anderen nicht gehört zu werden.“ (F: 176–177) Nachdem Irmans Mann in den Afghanistan-Krieg einberufen wurde, wagt niemand das Gespräch über diese belastende Situation: „Und es war nicht abzusehen, wann er zurückkehren würde, und ob, aber darüber wurde nicht gesprochen, es brachte ja doch nichts.“ (F: 179) Auch die Ausreisepläne der Schmidts werden nur unter höchster Vorsicht und in Heimlichkeit besprochen: „Ihre Rede war so durchsetzt von ‚Sch-sch!‘ und ‚Psst!‘, daß ich zeitweise glaubte, sie litten an einem kollektiven Sprachfehler.“ (F: 24) Reden – so ist die intergenerationelle Erfahrung – birgt stets Gefahren: In der Gegenwart ist es das Erzählen des Großvaters, das die familiäre Ordnung kurzzeitig erschüttert oder eine flapsige Bemerkung über den Afghanistan-Krieg, die Vater Albert eine Vorladung vor den KGB einbringt (vgl. F: 28–29). In der Vergangenheit erscheint die Gefahr des Redens einmal mehr gesteigert: „Fragen zu stellen verlangte Mut. Oder Todessehnsucht“ (F: 121), erinnert sich Eduard, als mit Beginn des Angriffs Deutschlands auf die Sowjetunion der Befehl zur Mobilisierung erfolgte. Besonders verdichtet wird die Gefahr des Redens in der Verlobten Eduards in Berlin. Jahre nach seiner Entlassung aus dem Norillag berichtete sie ihm in einem Brief, dass es eine unachtsame Bemerkung ihrerseits

war, die dazu führte, dass Eduard aufgespürt und verhaftet wurde: „Darin bat sie mich um Vergebung, daß ihr beim Bäcker oder Fleischer, sie wußte es nicht mehr genau, ein Wort herausgerutscht war, das zu meiner Verhaftung geführt hatte. Viel mehr als ein Wort kann es nicht gewesen sein, ein einziges Wort.“ (F: 213) Über Generationen hinweg machen die Russlanddeutschen also die Erfahrung, dass Reden unwiderrufliche verheerende Folgen nach sich ziehen kann. Schweigen wird daher zur „Strategie des Weiterlebens“²²⁸. Sie führen ein Leben in bewusster Heimlichkeit, ziehen sich zurück, um so nicht aufzufallen und kein vergangenes Trauma aufzuwecken oder ein zukünftiges heraufzubeschwören.

Die Forschung hat allerdings darauf aufmerksam gemacht, dass, indem die Erzählung Eduards schriftlich fixiert wird und in Buchform rezipiert werden kann, neue Sichtweisen auf die Historie offengelegt werden und das Schicksal der Russlanddeutschen einem breiten Publikum zugänglich gemacht wird. Beim Text handelt es sich demnach um eine „inszenierte[] kollektive[] Erfahrung“²²⁹, die am Beispiel eines Einzelnen die Gesamtgeschichte der Russlanddeutschen aufrollt. Der Text unternimmt damit den Versuch, eine „Gegenerzählung zu den nationalen, das kulturelle Gedächtnis konstituierenden Narrationen“²³⁰ der Sowjetunion/Russlands darzulegen und somit ein „alternatives Archiv“²³¹ zu implementieren. Die Heimlichkeit, die der Text als Bewältigungsstrategie von traumatischer Geschichte inszeniert, wird somit durch die Distribution auf dem Buchmarkt gebrochen: Opfererfahrungen werden selbstbewusst angesprochen und der Öffentlichkeit verkündet. Die vielen bisher unbekannte Geschichte der Russlanddeutschen rückt aus der Peripherie ins Zentrum.

4.1.3 Ewiger Transit

Ein dritter und letzter Aspekt, der kennzeichnend ist für die Poetik der Migration in *Die Fische von Berlin*, ist die Inszenierung der dargestellten Räume als Transitorte. Das Erzählen vom ewigen Transit erfüllt im Text

²²⁸ Mevissen: Gewaltgeschichte, S. 215.

²²⁹ Behrahes: Migration und Erinnerung, S. 227.

²³⁰ Hausbacher: Erinnerungstopographien, S. 387, Herv. i. O.

²³¹ Ebd., S. 389.

dabei zweierlei Funktionen: Zum einen wird dadurch die fehlende Verwurzelung und Sesshaftigkeit der russlanddeutschen Familie Schmidt zum Ausdruck gebracht. Zum anderen zeigen Transiträume auf, dass sich Protagonistin Alina in einem Zwischen- beziehungsweise Übergangszustand befindet, der sie als weder der deutschen noch der russischen Sphäre zugehörig ausweist und in dem sie sich mit Fragen von Identität auseinandersetzen kann. Diese beiden Aspekte des Transitorischen sollen im folgenden Kapitel einer genaueren Analyse unterzogen werden. Zunächst werden jedoch kurz einige theoretische Überlegungen zu Transiträumen vorangestellt.

Was genau sind Transitorte? Wilhelmer definiert sie wie folgt:

Das Wort ‚Transit‘ setzt sich aus dem lateinischen *trans* („durch“) und *ire* („gehen“) zusammen. Transit-Orte sind demnach in direkter Übersetzung *Durchgangsorte*. Ihre bestimmende Eigenschaft ist, dass durch sie hindurch gegangen wird oder dass sie zumindest Teil eines Durchgangs sind. Transit-Orte sind für Individuen mit dem Status des Durchgehenden, des Passagiers, konzipiert.²³²

Auf eine knappe Formel gebracht, sind sie damit „Orte, an denen sich Menschen aufhalten, ohne zu bleiben“²³³.

Marc Augé sah in Transiträumen wie Bahnhöfen, Autobahnen und Flughäfen so genannte *Nicht-Orte*. Sie sind definiert als „ein Raum, der keine Identität besitzt und sich weder als relational noch als historisch bezeichnen lässt“²³⁴. Es sind Orte der „einsamen Individualität, der Durchreise, de[[s] Provisorischen und Ephemeren“²³⁵. An Orten des Transits kann man folglich keine Zugehörigkeit entwickeln oder sesshaft werden, denn sind sie nicht identitätsstiftend, sondern dienen allein der Durchreise.

Transitorte scheinen somit gerade für Texte, die Migration verhandeln, prädestiniert, inszenieren sie schließlich eine ständige Bewegung und

²³² Wilhelmer: Transit-Orte, S. 35, Herv. i. O.

²³³ Ebd., S. 7.

²³⁴ Augé: Nicht-Orte, S. 83.

²³⁵ Ebd.

eine Zerrissenheit zwischen zwei räumlichen Polen, die schließlich in einer „Erfahrung einer Ortlosigkeit“²³⁶ mündet: Transitorte provozieren Fragen der Verortung und Zugehörigkeit.

So ist es wenig überraschend, dass auch *Die Fische von Berlin* sich vielfach der Inszenierung des Transitorischen bedient. Welche zentrale Stellung der Transit dabei einnimmt, wird schon durch den Romananfang gezeigt: Der Text beginnt mit einer Bewegung, dem Weg Alinas von ihrem Elternhaus zum Haus des Großvaters (vgl. F: 7–10). Alina zählt ihre Schritte bis zum Ziel (vgl. F: 8), versucht auf der glatten Straße die Balance zu wahren (vgl. F: 7) und fühlt sich in der dicken Winterkleidung „eingemummt wie eine Larve in ihren Kokon“ (ebd.). Schon im Romananfang sind somit die wesentlichen Kennzeichen des Transitorischen angelegt: Die Durchgangsbewegung, das Austarieren und Finden eines Gleichgewichts sowie der Übergang, der Wandel in einen neuen Zustand, hier versinnbildlicht mit der Larven-Metapher.

Für die Familie Schmidt verkommt der gesamte sowjetische/russische Raum zu einem solchen Transitort. Er fungiert nicht als Heimat, als Ort, an dem man sich kulturell zugehörig fühlt, sondern als Raum, den man hinter sich lassen will, um so in das ersehnte Ziel Deutschland zu gelangen. Seit fast 20 Jahren bemüht sich Vater Albert um eine Ausreisegenehmigung (vgl. F: 181), man saß stets „auf gepackten Koffern“ (F: 24). Nachdem die Behörden in der Ursprungstadt schließlich keine weiteren Anträge mehr annehmen (vgl. F: 29), fassen die Schmidts den Beschluss, umzuziehen, da sie sich in einem anderen Teil des Landes bessere Hoffnungen auf die Ausreisegenehmigung ausmalen (vgl. F: 30). Vater Albert sieht in den Städten der Sowjetunion unlängst keine Orte zum Wohnen mehr, sondern „Übergangslager“ (ebd.), was Alina ironisch kommentiert mit: „[A]ls wäre ihm erst jetzt aufgefallen, was wir brauchten: keinen besseren Platz zum Bleiben, sondern einen besseren Platz zum *Gehen*.“ (ebd., Herv. i. O.) Auch später empfindet Alina den bevorstehenden Umzug nach Nartkala im Kaukasus als „eine Abreise vor der Abreise [...], eine Fahrt in den Transit, und keiner wußte, wann die Endstation in Sicht käme.“ (F: 60) Alina erlebt ihren Alltag bewusst als Zustand des Transitorischen, als ewige Durchgangsbewegung mit ungewisser Ankunft. Der neue Wohnort im kaukasischen Nartkala erweist sich schließlich ebenso

²³⁶ Wilhelmer: Transit-Orte, S. 10.

als ein Transitort: Die Vorbesitzer der Häuser, sowohl das der Schmidts als auch des Großvaters, waren selbst Russlanddeutsche, die nach Deutschland ausgewandert sind (vgl. F: 73–74, 79). Die Häuser werden damit nicht als Orte inszeniert, die ihren Besitzern eine Bleibe bieten, sondern als Warteräume, als Durchgangspassagen ähnlich einem Bahnhof oder Flughafen, an dem die Russlanddeutschen der Ausreise entgegensehen. Wie bereits im Kapitel zum Deutschland- und Russlandbild dargelegt, besitzt das Warten für den Text fast schon leitmotivischen Charakter: Ob Alinas Warten auf die sonntäglichen Besuche beim Großvater, das Warten auf die Ausreisegenehmigung, Eduards Warten auf die Entlassung aus dem Norillag, Tatjana Hirsekorns Warten auf die Volljährigkeit oder auch nur Eduards Warten beim Angeln auf das Anbeißen der Fische, Warten ist für die Figuren „more than a phase; it becomes a mode of being“²³⁷. Förderlich scheint dieser Dauerzustand des Wartens im Transit nicht zu sein: Die Gegenwart wird nur als ein vorläufiger Übergangszustand empfunden, den man bald zu überwinden hofft. Alle Tätigkeiten der Schmidts erscheinen nur als Versuche, Zeit zu überbrücken und verkommen folglich zu sinnlosen Beschäftigungen.

Dieses nomadische Leben im Transit zieht aber auch andere negative Konsequenzen nach sich: Die Schmidts unternehmen nicht den Versuch, sich anzupassen, wie es Irma fordert, sondern setzen alles darauf, irgendwann nach Deutschland gelangen zu können. Sie verweigern sich bewusst der Verwurzelung, der Sesshaftwerdung. Eine gesicherte Existenz, eine Integration in das soziale und kulturelle Gefüge ihrer Aufenthaltsorte scheint unmöglich. „In den vergangenen drei Jahren hatte ich dreimal die Klasse gewechselt. Dreimal fremde Gesichter um mich herum, die immer noch fremd waren, wenn ich ging“ (F: 104), so beschreibt Alina diesen transitorischen Zustand. Ernüchtert muss sie feststellen, dass eine identitätsstiftende Verbundenheit zur Sowjetunion/Russland unterbleibt. Stattdessen überwiegen Flüchtigkeit und Ungewissheit, die den Familienzusammenhalt gefährden: So will sich Irma nicht an den Familienplänen beteiligen und wirft ihrer Familie vor, ihre Zukunft aufs Spiel zu setzen (vgl. F: 34–35). Die Gefahren eines solchen Lebens im Transit werden sinnbildlich auch in einem Gespräch mit Tante Schura, der neuen Nachbarin im Kaukasus, aufgezeigt, als diese betont, wie wichtig

²³⁷ Shortt: No place like Home?, S. 62.

ihr die Pflege des eigenen Gartens ist: „Der Garten braucht schließlich Liebe und Pflege. Dann gibt er alles dreifach zurück.“ (F: 74) Der Garten steht hier im übertragenen Sinn für die Bindung zur Heimerde. Indem der Garten kultiviert wird, also eine Beziehung zum Heimatland hergestellt wird, wird die Grundlage für ein gelingendes Leben gelegt, wie Tante Schura ausführte: „[D]er Garten hat uns reich gemacht.“ (F: 72) Die Garten-Metapher steht zudem in einer paradigmatischen Beziehung zu Lexemen wie ‚Wurzel‘, ‚gedeihen‘, ‚einpflanzen‘. In der Tante-Schura-Episode wird Alinas Mutter Hilda auf diese Weise mit dem Problem des Lebens im Transit konfrontiert, als ihr damit die fehlende Verwurzelung, Zugehörigkeit und schließlich auch ausbleibenden Zukunftsaussichten vorgeführt werden. Den transitorischen Zustand problematisiert in symbolischer Sicht auch eine Szene mit Alinas Klassenkameradin Assja: Sie sollte zu Hause auf ihren acht Monate alten Bruder aufpassen, entfernt sich aber kurz, um einer Tante im Hof zu helfen. Als sie zurückkommt, ist ihr Bruder aus der Wiege gefallen und gestorben (vgl. F: 141–142). Damit wird auf dramatische Weise aufgezeigt, dass eine Wegbewegung von der Heimat und den dortigen Pflichten unverantwortungsvoll ist und mitunter katastrophale, traumatische Folgen nach sich ziehen kann.

Transiträume dienen im Text jedoch nicht nur dazu, die prekäre Situation der Entwurzelung und Heimatlosigkeit darzustellen, der Transit ist für Alina zugleich ein „Schwebezustand des Noch-Nicht und Nicht-Mehr“²³⁸. Sie befindet sich in einem Zwischen- und Übergangsstadium, in dem sie neue Blickwinkel auf ihre Zugehörigkeit entwickelt und Fragen der Identität ausverhandelt. So ist es nur konsequent, dass die Handlung in die beginnende Pubertät Alinas versetzt wird. Alina steht am Übergang vom Kindes- zum Jugendalter, die Pubertät markiert einen Zustand, in dem alte Gewissheiten hinterfragt und neue Perspektiven eingenommen werden. Das Erzählen von Pubertät ist daher prädestiniert dafür, Transformations- und Aushandlungsprozesse darzulegen. Adoleszenz fungiert „als polyvalenter Verhandlungsraum, in dem Kontraste und Konflikte, Phasen und Übergänge, Ereignisse und Traumata miteinander konfrontiert werden“²³⁹.

²³⁸ Wilhelmer: Transit-Orte, S. 38.

²³⁹ Schenk: Blinder Regen, S. 211.

In der Situation des Transits, die sich also auch an der Pubertät äußert, sieht sich Alina erstmals Fragen von Identität und Zugehörigkeit gegenüber. Ihre Gespräche und Begegnungen stellen eine diskursive Ausverhandlung dieser Aspekte dar: Durch das aktive Aufdecken der Familiengeschichte in den Gesprächen mit ihrem Großvater will sie zu Schlüssen aus der Vergangenheit gelangen und Antworten finden auf die Frage: Wer sind wir? Woher kommen wir? Vergangenheitsbewältigung hat damit neben der Funktion der Traumaverarbeitung, wie im vorangegangenen Kapitel ausgeführt wurde, auch den Zweck, die geschichtliche Herkunft des eigenen Kollektivs zu klären und sich im Spannungsfeld zwischen Deutschland und Russland selbst zu verorten. Dass dies für eine Russlanddeutsche ein mühseliger Identitätsfindungsprozess ist, wird Alina bald klar: „Daß ich etwas suchen musste, das andere ungefragt in die Wiege gelegt bekamen, erschien mir nicht gerecht.“ (F: 82) Während die Gespräche mit Eduard dabei vor allem das deutsche Erbe offenlegen, bilden die Gespräche mit ihrer Schwester Irma den Gegenpol. Einer Suche nach Identität in der Vergangenheit wird durch Irma der Fokus auf die Gegenwart entgegengehalten:

[I]ch kann es nicht mehr hören, dieses Gerede von Heimat und Vaterland! Von der Sprache, die unsere Kinder nicht mehr lernen werden. Was soll ich mit einer Sprache, die meine Urgroßmutter irgendwann irgendwo gesprochen hat? Ich lebe jetzt und hier, und hier spricht man anders. (F: 34)

Durch dieses diskursive Hin und Her wird deutlich, dass ein Zustand des Transitorischen trotz aller negativen Folgen wie fehlender Sesshaftigkeit und kräftezehrendem Warten auch eine „produktive Dimension“²⁴⁰ besitzen kann. Alina unternimmt den Versuch, sich in ihrem Transitzustand aus all den Gesprächen mit ihrer Familie und den Erfahrungen des Erwachsenwerdens über ihre Identität und Heimat bewusst zu werden. Derartige „feststehende, homogene Kategorien [...] [werden] in ihrer Wandelbarkeit und Prozesshaftigkeit neu entdeckt und beschrieben“²⁴¹. Tran-

²⁴⁰ Codina: Transiträume, S. 34.

²⁴¹ Pacyniak/Pastuszka: Einleitung, S. 9.

siterfahrungen führen damit „zu einer völligen Neuorientierung in Fragen von Identität und nationaler Zugehörigkeit“²⁴². In diesem Zusammenhang erfährt die gehäufte Nennung der Farbe Weiß im ersten Romankapitel zusätzlichen Bedeutungsgehalt. Weiß wohnt ein produktives Moment inne: Es ist das versinnbildlichte weiße Blatt, die *tabula rasa*, die dazu animiert, beschrieben zu werden, und das heißt hier: Sich mit Identitäts- und Zugehörigkeitsfragen auseinanderzusetzen. Dass Alinas Eltern zudem beide Schneider- beziehungsweise Näher-Berufe ausüben (vgl. F: 22–23), ist als weiteres Symbol von Identitätssuche zu werten. Das Schneidern steht für die sinnbildliche Anfertigung einer Identität, die wie die Kleidung für das eigene Ich nach Maß passend gemacht werden muss. Interessanterweise heißt es von Alina dabei, dass ihre Kleidung ihr oft nicht passt: Eine Biberfellmütze rutscht ihr über die Augen (vgl. F: 7), die Schleife ihrer Schuluniform hängt stets schlaff herunter (vgl. F: 15–16) und die selbstgestrickten Socken ihrer Großmutter sind ihr viel zu steif (vgl. F: 17). Dieses recht weit am Romananfang beschriebene Unwohlsein in der Kleidung signalisiert hier die Dissonanz mit ihrer sowjetisch-russischen Identität und verweist auf die sich im Text entwickelnde Identitätsverhandlung und das Aufspüren der richtigen ‚Kleidung‘, sprich der passenden Identität.

Der Zustand des Dazwischen wird im Text vorwiegend auch durch eine Vielzahl sprachlicher Symbolbilder markiert. Wie eingangs erwähnt, wird das Übergangsstadium bereits im Romananfang angezeigt, wenn hier das Bild einer „Larve in ihren Kokon“ (F: 7) verwendet wird. Übergänge werden zudem durch die lexikalische Isotopie der Schmelze verdeutlicht. Vor allem kurz vor dem Umzug ins kaukasische Nartkala häufen sich die sprachlichen Bilder des Schmelzens: Der beginnende Frühling bringt den Schnee zum Tauen (vgl. F: 48) und das Abschiedseis, das Alina mit ihrer Freundin Lena isst, ist wegen einer defekten Kühltruhe nur noch als zähflüssiger Milchshake zu kaufen (vgl. F: 61). Gerade auch das neue Haus der Schmidts im Kaukasus versinnbildlicht diesen Zustand des Transitorischen: Es hatte Wände, die „so weich [waren], daß ich einen Nagel mühelos mit der Hand hätte hineindrücken können.“ (F: 69) Lehm war „durchmischt mit Stroh“ (ebd.) und „[e]jn Rosenstrauch drängte sich herein, seine Dornen wuchsen in das Holz des Fensterbretts.“ (ebd.) In

²⁴² Ebd.

der Beschreibung des Hauses spiegelt sich somit das Motiv des Dazwischen und des Übergangs: Seine Wände sind nicht fest, sondern in einem weichen, unsteten Zustand. Drinnen und draußen, Kultur und Natur sind hier vermischt, denn ein Rosenstrauch wächst hinein und verwischt damit feste Grenzen. Das Haus erscheint als buntes Patchwork, in dem die Baumaterialien Lehm und Stroh vermengt wurden und heruntergefallene Rosenblüten auf dem Boden einen „seltsamen Flickenteppich“ (ebd.) bildeten. Nicht zuletzt ist auch die Kapitelüberschrift des Kaukasusteils „Zwischen den Meeren“ (F: 67) als Hinweis auf diesen Übergangszustand zu werten. Brylla sah in dieser noch eine Metapher für „das Pendeln zwischen der Vergangenheit und Gegenwart“²⁴³, also der Erzählung des Großvaters aus seinem Leben und der erzählten Alltagswelt Alinas. Einer solchen Interpretation wäre nicht zu widersprechen, doch scheint es mir konsistenter, darin eine Versinnbildlichung des Übergangszustands Alinas und der komplexen Identitätsaushandlung zu sehen. ‚Zwischen den Meeren‘ ist gleichbedeutend mit ‚Zwischen alter und neuer Heimat‘ oder ‚Zwischen Deutschland und Russland‘.

Auffällig ist, dass wie bereits bei den Diskriminierungserfahrungen auch bei der Inszenierung des Transitorischen Parallelen und Analogien zwischen den erzählten Zeiten hergestellt werden. Ähnliche Transit-Erfahrungen, wie sie Alina und die Schmidts in der erzählten Gegenwart der 1980er durchleben, lassen sich auch in der Geschichte Eduards ausmachen. Einmal mehr entwirft der Text damit eine intergenerationelle Kontinuität der Lebenserfahrungen der Russlanddeutschen.²⁴⁴ Über Zeit und Raum hinweg erweisen sich bestimmte Aspekte als Konstanten der Kollektivgeschichte.

Mit Beginn der stalinistischen Säuberungen wandelt sich Eduards Heimatdorf Timofejewka zunehmend in einen Transitort: Die willkürlichen Verhaftungen lassen es zu einem Warteraum verkommen, in dem die verängstigten Bewohner jederzeit mit ihrer Verschleppung und Internierung rechnen müssen: „Es gab keine Regeln außer: *Es konnte jeden treffen.*“ (F: 86, Herv. i. O.) Als Eduard und sein Bruder schließlich gefasst

²⁴³ Brylla: Erinnerungsinszenierung, S. 19.

²⁴⁴ Auf die ständigen Migrationsbewegungen in der Familien- und Kollektivgeschichte verweist auch Behravesh, vgl. Behravesh: Migration und Erinnerung, S. 232.

und ins Gefängnis gebracht werden, setzt sich der Zustand des ungewissen Wartens fort: „Wochenlang wartete ich auf das nächste Verhör, das nicht kam.“ (F: 94) Das Gefängnis wird somit zu einem Schwebezustand zwischen Leben und Tod, mit zunächst glücklichem Ausgang für Eduard: Im Zuge des Hitler-Stalin-Pakts werden zahlreiche deutschstämmige Gefangene wieder entlassen (vgl. F: 98). Zunächst kehrt wieder Ruhe in das Dorf ein, dennoch bleibt es gerade für Eduards Mutter ein Warteraum, denn ist unklar, ob ihr Mann ebenso bald entlassen wird: „Die Ungewißheit, ob sie schon Witwe war oder noch Ehefrau, ließ ihre Lippen dünn werden.“ (F: 119) Der Beginn des Zweiten Weltkriegs verwandelt das Heimatdorf erneut in einen flüchtigen Ort: Eduard und seine Geschwister werden in die *Trudarmija* eingezogen, die Mutter bald darauf deportiert (vgl. F: 121). Das Dorf Timofejewka ist durch die politischen Ereignisse kein Ort fester, verlässlicher Bindung. Die Verwurzelung erfährt einschneidende Erschütterungen, die es zu einem Transitort machen: Von Timofejewka gehen verschiedene Bewegungen aus, es wird als Warteraum inszeniert, in dem man mit weiteren Katastrophen rechnet. Bezeichnend dafür ist die Haltung von Eduards Mutter, die sich sicher ist: „Es kommt noch schlimmer, das ist nicht das Ende“ (F: 119). Timofejewka kann damit als Zwischenraum zwischen Lebens- und Todessphäre gedeutet werden. Es ist ein Transitraum, aus dem für die Bewohner die Wege zwangsläufig in den Tod durch entweder den stalinistischen Terror oder den Zweiten Weltkrieg führen. Der Zustand des ewigen Wartens wird somit auch in der erzählten Vergangenheit zum wiederkehrenden Motiv. Die Lebensgeschichte Eduards ist wie die Alltagswelt der Schmidts durch ständige Bewegungen gekennzeichnet, die eine Sesshaftwerdung unterbinden. Wie bei den Diskriminierungen erscheint aber auch die Erfahrung des Transits in der Vergangenheit potenziert: Diskriminierung wie auch Transit konnten jederzeit den Tod zur Folge haben.

Die Kriegseignisse und die Auslöschung der Bindung an das Heimatdorf setzen in Eduard zunehmend, und auch hier eröffnet sich eine Parallele zur Gegenwart Alinas, Prozesse der Identitätsverhandlung ein. Nach der Flucht Eduards und seiner Schwester Berta aus der *Trudarmija* kehrten sie nach Timofejewka zurück, das nun allerdings einem „herrenlosen Land zwischen den Fronten“ (F: 157) glich: Es war ein Zwischenraum zwischen Deutschland und der Sowjetunion/Russland, in dem

man sich erstmals Fragen nach Zugehörigkeit stellte. Diese Identitätsverhandlung wird vor allem durch die deutsche Besetzung in Gang gebracht, denn begegnet Eduard damit dem anderen Teil seiner doppelten kulturellen Identität. Desillusioniert von der Behandlung der Sowjets, lässt sich eine zunehmende Offenheit gegenüber dem Deutsch-Sein beobachten, was jedoch zu Konflikten mit seiner Schwester Berta führt: „Du hast wohl vergessen, wo deine Wurzeln sind, Berta“ (F: 159), reagiert er auf ihre Weigerung, für den deutschen Hauptmann zu arbeiten. Sie macht Zugehörigkeit hingegen an der eigenen Familie fest und erinnert an die Folgen, die Eduard bei einer Kollaboration drohen können: „Zieh sie nur an, deine neue schmucke deutsche Uniform, und vergiß die Pistole nicht! Gut wirst du darin aussehen. Aber denke an deine Brüder und Schwager und daß du ihnen eines Tages vielleicht nachfolgen wirst.“ (F: 160) Auch in einem Traum wird er mit den Gefahren seines neu entdeckten Deutsch-Seins konfrontiert: Sein Bruder Konrad erschien ihm als Zwangsarbeiter, der ihm die Frage stellte: „Was bist du jetzt? Ein Fritz? Dann sehen wir uns bald in Sibirien, Bruder.“ (F: 170)

Doch auch in der deutschen Identitätssphäre bleibt Eduard Sesshaftwerdung verwehrt: Durch das Vorrücken der Roten Armee werden die Dorfbewohner auf Trecks in das Deutsche Reich evakuiert. Seine hier glücklich verbrachten Jahre bei einer Bauerntochter in der Mark Brandenburg sind ebenso von kurzer Dauer, wird er in der sowjetischen Besatzungszone schließlich zu 25 Jahren Straflager verurteilt und in einem Viehwagon nach Sibirien deportiert (vgl. F: 186). Seine Biographie bleibt damit ein Leben im ewigen Transit, ein ständiges Changieren zwischen Deutschland und Russland. Diese unaufhörliche Reise endet allerdings nicht in einer klaren Heimat, sondern im Norillag, einem weiteren identitätslosen Warte- und Zwischenraum. Der Zustand des Transits ist jedoch nicht nur kennzeichnend für Eduard, sondern das gesamte Kollektiv: Es liest sich wie ein Sinnbild für das Schicksal der Russlanddeutschen, wenn es im Roman heißt, dass die Deportierten und Inhaftierten für den Bau von Zugstrecken, dem Symbol des Transits schlechthin, eingesetzt wurden (vgl. F: 187).

Das Gefangensein im Transit endet auch in den folgenden Generationen nicht, wie in den obigen Ausführungen dargelegt. Symbolisch wird zwar ein vorläufiges Ende des transitorischen Übergangs nahegelegt, wenn

Alina kurz vor der Abreise nach Deutschland Himbeeren pflückte, „die so reif waren, daß sie in meiner Hand zerfielen“ (F: 203), und das Abschiedessen mit den Nachbarn „[u]nter dem Dach aus Weinstöcken, die halbreife Trauben trugen“ (F: 204) stattfand. Die lexikalische Isotopie der Reife scheint einen Abschluss des Übergangszustands zu markieren, was auch mit dem einsetzenden Brustwachstum Alinas (vgl. F: 202) und damit dem Übergang zum Frausein zusammenfällt. Dies entpuppt sich jedoch nur als ein vorläufiges Ende des Transits, denn gelangen die Schmidts nicht in das erhoffte Westdeutschland, sondern in die DDR und damit nur in einen weiteren Warte- und Durchgangsraum auf dem Weg in die Freiheit. Selbst nach dem Mauerfall scheint das Transitorische nach wie vor eine Konstante im Leben Alinas zu sein: Der Epilog spielt konsequenterweise in der Berliner U-Bahn. Während ihrer Fahrt fühlt sie sich orientierungs- und ziellos: „[I]ch kannte das Ziel nicht mehr, mit dem ich eine Stunde zuvor aus dem Haus gegangen war [...] im Hinterkopf blitzten Straßennamen auf, die ich nicht mehr zuordnen konnte [...] ich glaube, ich hätte schon lange vorher umsteigen müssen“ (F: 218). Weiterhin heißt es: „Irgendwo würde ich aussteigen müssen, aber jetzt noch nicht.“ (F: 219) Die Beschreibung der U-Bahnfahrt steht paradigmatisch für den Zustand des ewigen Transits: Ein Ankommen scheint für das russlanddeutsche Kollektiv unmöglich. Der Schlusssatz des Romans birgt jedoch die Erkenntnis, dass ein Auffinden der wahren Heimat illusorisch bleibt und man die Vorstellungen von Ankunft relativieren muss: „Vielleicht war es nicht der richtige See. Aber die Fische, die mußten es sein.“ (F: 223) Die utopische Vorstellung von der Heimat, für die im Roman sinnbildlich der von Eduard imaginierte Berliner See stand, erweist sich als Konstrukt, das man nie auffinden wird. Man sollte sich, so die Botschaft des Romans, stattdessen mit den kleinen, vorläufigen Ergebnissen zufrieden geben, den Fischen und nicht dem See – so kann auch ein Ende des Transits möglich werden.

4.1.4 Zwischenfazit

Welche Schlüsse können nach der Analyse von Eleonora Hummels *Die Fische von Berlin* für eine russlanddeutsche Poetik der Migration gezogen werden? Zunächst scheinen sich viele der im Theorieteil dargelegten Befunde zu bestätigen: Historizität, Erinnerung und die besondere Rolle

weiblicher Charaktere und der Großelterngeneration sind bedeutende Aspekte der literarästhetischen Verhandlung von russlanddeutscher Migration. Im Unterschied zu vielen anderen deutsch-russischen Gegenwartromanen, darauf weist vor allem Shchyhlevska hin,²⁴⁵ ist die Großvater-Figur im Roman allerdings nicht abwesend, sondern ist im Gegenteil von zentraler Bedeutung für die Vergangenheitsbewältigung.

Bei der Thematisierung von Vergangenheit und Geschichte folgt der Text einer kohärenten Strategie: Es werden Analogien und Parallelen zwischen den Erfahrungen mehrerer Generationen in unterschiedlicher Intensität aufgezeigt, um so eine Kontinuität von Entwurzelung, Gewalt, Diskriminierung und Traumata darzulegen. Der Text versucht damit, „Geschichten zweier Generationen über Raum und Zeit hinweg zu synchronisieren“²⁴⁶.

Ein weiteres Kennzeichen der Migrationspoetik im Roman ist die Inszenierung von Heimatlosigkeit und Identitätsfindung als transitorischer Zustand. Identitäten sind nicht fest, sondern werden kontinuierlich in einem Raum des Dazwischen und des Übergangs ausverhandelt. Die Suche nach Heimat wird zum bestimmenden Motiv des Textes, ihre Auflösung als illusorische Utopie ist das vorläufige Resultat. Es dominieren zudem nahezu starre, binäre Gegenüberstellungen der Räume Deutschland und Sowjetunion/Russland: Deutschland wird als Sehnsuchtsort und verlorene Heimat dargestellt, die Sowjetunion/Russland hingegen als ewiges Gulag. Eine nuanciertere Auseinandersetzung mit den Deutschland- und Russlandbildern, geschweige denn eine Brechung oder Subversion, bleibt aus, was sich jedoch vor allem aus der Verarbeitung des spezifischen Zeitpunktes der Migration, nämlich vor der Ausreise, ergibt: Die Poetik der Migration ist somit auch eine Poetik des Hoffens, der Sehnsüchte und der Erwartungen auf ein besseres Leben.

²⁴⁵ Vgl. Shchyhlevska: *Historizität*, S. 175.

²⁴⁶ Hausbacher: *Erinnerungstopographien*, S. 400.

4.2 *Nachtbeeren*

Mit Elina Penners 2022 erschienenem Roman *Nachtbeeren* soll nun ein kontrastiver Vergleich zur literarästhetischen Verarbeitung von russlanddeutscher Migrationserfahrung erfolgen. Spielte *Die Fische von Berlin* noch in der Sowjetunion der 1980er Jahre, ist die Handlung von *Nachtbeeren* im Deutschland des Jahres 2020 angesiedelt. Im Mittelpunkt steht die russlanddeutsche Mennonitin Nelli, die seit dem Tod ihrer geliebten Großmutter in einen Identitätskonflikt zwischen Deutschland, Russland und dem Mennonitentum gerät. Die folgende Analyse soll ein besonderes Augenmerk auf die Frage legen, ob sich die Poetik der Migration bei der Literarisierung einer anderen Phase der Auswanderungsgeschichte unterscheidet. Lassen sich Kontinuitäten erkennen, die sich aus der Zugehörigkeit zum russlanddeutschen Kollektiv ergeben, oder erfordert die neuartige Situation in Deutschland andere Strategien der ästhetischen Verarbeitung? Dazu werden erneut drei Aspekte in den Blick genommen, die für die Migrationspoetik des Romans zentral sind: Die Inszenierung von Identitätskonflikten als Todeszustand, die Darstellung von sozioökonomischer Marginalisierung und die Bedeutung der Essenssymbolik. Zu *Nachtbeeren* ist bisher noch keine Forschungsliteratur publiziert worden. Die Analyse wird deshalb auf allgemeine Erkenntnisse der Literaturwissenschaft zu deutsch-russischen Migrationstexten, zur Literatur der Mennoniten oder zur Poetik des Alimentären rekurrieren.

4.2.1 Identitätskrise als Todeszustand

Nachtbeeren führt vor, dass Migration einen einschneidenden biographischen Bruch darstellt: Das Ankommen im neuen Heimatland wird als Lebens- und Sinnkrise empfunden, die verarbeitet werden will und eine stetige Ausverhandlung von Identität und Zugehörigkeit zur Folge hat. In diesem Kapitel soll argumentiert werden, dass diese krisenhafte Lebenssituation, in der sich Protagonistin Nelli befindet, als ein Todeszustand inszeniert wird. Durch den unerwarteten Tod ihrer geliebten *Öma*, die im Roman als Versinnbildlichung des Überlebens und der Lebensbejahung trotz aller Widrigkeiten fungiert, bricht Nelli jeglicher Halt weg. Die Suche nach neuen Lebensstützen versagt jedoch, denn bietet die Situation als Migrantin in Deutschland keine verlässlichen Referenzpunkte für die

Festigung ihrer Persönlichkeit. So kompensiert Nelli ihr Verlorensein zunehmend durch einen Zustand neurotischer Kontrolle, der sich durch übersteigerte Religiosität und Sauberkeitswahn auszeichnet. Gerade dieser Kontrollzustand erweist sich jedoch als Sinnbild für den Tod. Erst indem Nelli akzeptiert, dass Widrigkeiten und Brüche Teil der kollektiven russlanddeutschen Identität sind und sich nicht durch Kontrolle verhindern lassen, ist ihr eine Rückkehr ins Leben möglich. All diesen Aspekten soll im Folgenden ausführlicher nachgegangen werden.

Nelli kommt im frühen Kindesalter mit ihrer Familie nach Deutschland. Sie ist in ihrer Familie dabei ein Nachzügler, ihre Mutter bekommt sie unerwartet, nachdem sie bereits vier erwachsene Söhne großgezogen hatte (vgl. N: 64). Ihre Geburt verdeutlicht damit also schon einen Todeszustand: Sie ist unfreiwillig im Leben, weil sie von ihren Eltern ungewollt ist (vgl. N: 215). Nach der Migration nach Deutschland und dem Unterkommen in der Notwohnung setzen sodann psychische und körperliche Probleme ein: Sie verweigert das Essen, erbrach es, war ungehorsam, litt unter Fieber und wurde immer dünner (vgl. N: 64–65, 142, 215). Das Abweisen der Nahrung ist hier als Ablehnung des Lebens, als eine Hinwendung zum Tod zu deuten. Ähnlich verhält es sich mit dem Fieber und der Krankheit: Sie sind Ausdruck eines Todeszustandes. Die Notwohnung wollte sie nicht verlassen, sondern erfreute sich an der Abgeschiedenheit und der Zwanglosigkeit. Ihre liebste Beschäftigung war es, Fernsehen zu schauen und Geschichten ihrer *Öllen Öma* über ihre Kriegserlebnisse zu hören (vgl. N: 142). Auch im Hören von Geschichten über Tod und Leid ist somit Nellis Todessehnsucht versinnbildlicht. Es schließen sich weitere Insignien des Todes an: Im Erwachsenenalter fügt sich Nelli oft selbst körperlichen Schaden zu, sie steckt den Zeigefinger durch die Zunge, bis es blutet (vgl. N: 147), zieht Hautfetzen von den Lippen (vgl. N: 183), beißt sich Nagelhaut ab (vgl. N: 16) und ihre Ohrlöcher wollen auch über Jahre nicht zuwachsen (vgl. N: 43). Weiterhin hatte sie als Kind schlechte Zähne und kaum Zahnschmelz (vgl. N: 108) und wird von ihrem Sohn Jakob als ständig krank und schwach beschrieben (vgl. N: 45). Ihr Körper erscheint auf diese Weise in Deformation begriffen, er wird als das Gegenteil eines gesunden, starken Leibes gezeichnet, der für Lebensbejahung steht. Berührungen spürt sie nicht, wie im Anfangskapitel an einer Schlüsselablage mit Flamencotänzerinnen vorgeführt: „Ich komme nicht weiter, auch wenn ich die Sachen anfasse, ich spüre sie

nicht. Ich spüre nur das Verlangen, endlich wieder etwas berühren zu können.“ (N: 16) Nicht ohne Grund sind es Tänzer-Figuren, an denen Nellis Unvermögen, Berührungen zu fühlen, vorgeführt wird: Die Tänzer stehen für Lebensfreude und -kraft. Dass Nelli die Figuren nicht spüren kann, ist somit Ausdruck eines symbolischen Todes. Auch ihre Ausbildung als Metzgerin (vgl. N: 40) verweist auf Nelli als eine Todesfigur, ist sie im Beruf schließlich ständig mit dem Tod konfrontiert. Besonders eindrücklich wird ihr sinnbildlicher Todeszustand, wenn erzählt wird, dass sie mehrmals schwanger war, aber bis auf Jakob kein Kind zur Welt brachte und sogar eine Totgeburt hinter sich hatte (vgl. N: 42). Sie ist somit nicht imstande, Leben zu schenken oder zu erhalten.

Verdeutlicht wird Nellis Todeszustand auch durch ihre Zeitwahrnehmung. Sie fühlt sich in einer stetigen Zeitschleife gefangen: „Diese Woche ist rum, aber morgen geht es wieder los. Und dann wieder, immer wieder. Es hört nicht auf, immer wieder kommt ein Montag mit einer neuen Woche.“ (N: 12) Auch der Anblick einer Spinne im Bad verdeutlicht ihr den Kreislaufcharakter der Existenz: „Wie alt werden Spinnen überhaupt? Manchmal denke ich, alle Insekten sterben nach einem Tag. Sie schlüpfen, fressen, vermehren sich. Statt zu schlafen, sterben sie. Alles an einem Tag. Tags drauf geht es für ihre Nachkommen weiter, es hört nie auf.“ (N: 15) Nelli nimmt ihr Leben als immer gleiche, sinnenfremdete Abfolge von Ereignissen wahr, die zwangsläufig im Tod münden. Sie befindet sich damit in einem stetigen Wartezustand, der langsam und allmählich dem Tod entgegenläuft. Die Vergänglichkeit der Existenz wird auch im wiederkehrenden Symbol einer Walduhr verdeutlicht, auf die Nelli mehrfach schaut (vgl. N: 36, 52, 196).

All diese Insignien inszenieren Nelli somit eindeutig als eine Verkörperung des Todes, als das Gegenbild von Lebendigkeit, Kraft und Gesundheit. Tod markiert hier in zugespitzter Weise die krisenhafte, problematische Situation im neuen Heimatland. Wie Isterheld anführt, sind solche psychosomatischen Störungen, Krankheiten und Todessehnsüchte ein vielfach angewandter Topos der russisch-deutschen Migrationsliteratur, mit dem eine problembehaftete postmigrantische Lebenssituation angezeigt wird.²⁴⁷ In der Inszenierung von Todeszuständen erweist sich eine Analogie zu Eleonora Hummels *Die Fische von Berlin*: Dort wurde sich vor

²⁴⁷ Vgl. Isterheld: *Zugluft Europas*, S. 44.

allem für die Darstellung des Norillag einer Todessymbolik bedient. Der Todeszustand war in *Die Fische von Berlin* jedoch eher Folge einer aufgezwungenen äußeren Repressalie, in *Nachtbeeren* ist er viel mehr Ausweis einer inneren, psychischen Krise.

Es ist vor allem das unerwartet frühe Ableben ihrer geliebten *Öma*, das Nelli Zustand des Todes bestärkt. Die Bedeutung der *Öma* für Nelli ergibt sich vor allem daraus, dass sie eine Gegenfigur zu Nelli darstellt: Sie ist die Verkörperung von Leben und eine Lebensspenderin. In der Nähe ihrer *Öma* war es Nelli möglich, ihrem Todeszustand zu entfliehen und sich im Leben verankert zu fühlen. Bei ihrer *Öma* spürte sie Geborgenheit, sie war die Einzige in der Familie, die sich um die neugeborene Nelli kümmerte. Ihre geraspelten Möhren mit Zucker waren eine der wenigen Speisen, die Nelli in der Notwohnung zu sich nahm (vgl. N: 65, 142). Ihre Wohnung war stets voller frischer Süßigkeiten (vgl. N: 228), sie machte ihr Geschenke wie „Haarspangen mit Perlen oder falschen Diamanten“ (N: 93) und war eine leidenschaftliche Geschichtenerzählerin (vgl. ebd.). Hatte Nelli sich verletzt oder Schmerzen, suchte sie Trost einzig allein bei ihrer *Öma* (vgl. N: 165). Insignien des Todes und der Vergänglichkeit, wie Hunger oder Verletzungen, wurden durch *Öma* Lebensbejahung entgegengesetzt. Sie wird somit als liebevolle, fürsorgliche Person gezeichnet, für Nelli war sie „die einzige bedingungslos Liebende“ (N: 93). Das Zusammensein mit ihrer *Öma* wird von Nelli stets als harmonisch beschrieben, womit ein Kontrastbild zu den Verhältnissen bei ihren Eltern gezeichnet wird: Musste sie dort Streit und Schimpfe ertragen, begegnete *Öma* Problemen stets nachsichtig und mit Gelassenheit, so wenn ihr Mann trotz Fernsehverbot der mennonitischen Religion dennoch schaute (vgl. N: 96) oder die Nachbarn laute Musik spielten (vgl. N: 224–225). Nicht zuletzt ist es ihre Kleidung, die Ausweis von Lebensfreude und Lebensbejahung ist: Die Mode der *Öma* beschreibt Nelli als äußerst farbenfroh und vielfältig (vgl. N: 212). Ihre Rolle als Lebensspenderin drückt sich vor allem im Kennenlernen ihres Mannes aus: Sie zog den erfrorenen und nahezu verhungerten *Öpa* zu Sowjetzeiten aus dem Schnee, nachdem dieser von einem Schlitten gefallen war (vgl. N: 79, 223). Auch ihr unerfüllter Wunsch, Ärztin zu werden, macht sie zu einer Figur des Lebens (vgl. N: 233). Mit Nelli spielte sie zudem oft ein Kitzelspiel, bei dem sie mit den Fingerkuppen langsam den Arm hinaufstrich (vgl. N: 234). Aufgrund der vielen Berührungsrezeptoren in den Fingern

löste dies in Nelli ein besonders intensives Gefühl aus. Wenn sie dieses Spiel kniend am Grab der *Öma* bei sich selbst wiederholt (vgl. ebd.), ist dies Sinnbild für ihr Verlangen, sich aus ihrem Todeszustand zu befreien und das Leben zu spüren. *Öma* verkörpert auf diese Weise ein spezifisch russlanddeutsches Überlebensprinzip: Trotz all der erlebten kollektiven Traumata während des Zweiten Weltkriegs schafft sie es, dem Leben mit einer positiven Einstellung zu begegnen. Der Tod prägte die gesamte jüngste Historie der Russlanddeutschen, weswegen Nelli zum Schluss kommt: „Wie viel Glück wir hatten, dass wir lebten, wir alle, war nichts als ein Wunder.“ (N: 107) Der Todeszustand ist somit nicht nur ein Kennzeichen von Nellis Situation als Migrantin in Deutschland, sondern kann auf das gesamte Kollektiv verallgemeinert werden. *Öma* symbolisiert in diesem Zusammenhang eine Überwindung dieser fortwährenden Traumata: Sie akzeptiert, dass man negative Erfahrungen nicht vollends aufhalten kann. Der Situation in Deutschland begegnet sie anders als alle anderen Familienmitglieder daher mit großer Gelassenheit: „Der Laden macht auch morgen wieder auf, wir sind nicht mehr in Russland.“ (N: 228) So ist es für Nellis Familie schließlich nichts weniger als eine „Katastrophe“ (N: 72), als sie *Öma* beerdigen mussten. Auch hier ergibt sich eine Parallele zu *Die Fische von Berlin*: In beiden Romanen kommt der Großelterngeneration herausragende Bedeutung zu, die Eltern hingegen spielen nur eine untergeordnete Rolle. Die Funktion der *Öma* ist dennoch nicht ganz deckungsgleich mit der von Eduard Bachmeier: Verkörperte er den Zugang zur Familien- und Kollektivgeschichte, tritt *Öma* als Stabilisator und Lebensstütze in der neuen Heimat auf. Sie fungiert nicht zwingend als eine Gedächtnisträgerin, ihr Erleben in der Vergangenheit ist sekundär für den Roman. Betont wird viel mehr ein Gegenwartsbezug: Sie ist nicht wie Eduard Bachmeier der Schlüssel zur Identitätsfindung, sondern zu einem gelungenen Leben im Hier und Jetzt.

Mit dem Tod der *Öma* steigert sich in Nelli das Gefühl, in einem Todeszustand gefangen zu sein. Dass sie in einen solchen Zustand gerät, wird vor allem dadurch befeuert, dass in ihrer Situation als Migrantin kaum andere Referenzpunkte vorhanden sind, die ihr als Stütze dienen oder sie in der Gesellschaft verorten. Im frühen Alter nach Deutschland gekommen, fehlt ihr jegliche Erinnerung an die Zeit in Russland (vgl. N: 19). Das erzeugt in ihr aber nicht selten Frust, denn fühlt sich Nelli auf diese

Weise verloren und im Unklaren über ihre Wurzeln gelassen. Sie ist exkludiert von den anderen Familienmitgliedern, die bei Familientreffen stets in Erinnerungen an die Zeit in Russland schwelgen (vgl. N: 108). Nelli hingegen fehlt eine Vergangenheit, aus der sie eine feste Identität schöpfen kann: „Nein, ich wusste nichts mehr. Ich war neidisch. Ich hätte auch gerne gewusst, wie es ist, die eigene Vergangenheit abspulen zu können im Kopf, das war mein größter Wunsch.“ (N: 109)

Nelli erlebt ferner die russlanddeutsche Identität als etwas Fluides: Nach dem Zweiten Weltkrieg haben sich viele Deutsche in der Sowjetunion in russische Familien eingeheiratet, um den deutschen Namen ablegen zu können und so der Diskriminierung zu entgehen, wie sie reflektiert (vgl. N: 106). Im Zuge der Migration nach Deutschland haben viele wiederum den russischen Namen abgelegt und einen von den Behörden vorgeschlagenen deutsch klingenden Namen zugewiesen bekommen (vgl. N: 62–63). Die Identität des russlanddeutschen Kollektivs scheint allein von Dokumenten abhängig: „Zettel, [...] die mein Leben bestimmten. Sie machten uns zu geborenen Sowjetbürgern und gewordenen deutschen Staatsbürgern.“ (N: 149). Die Unstetigkeit der russlanddeutschen Identität kommt auch zum Ausdruck, wenn Nelli über die sich wandelnden Bezeichnungen des Kollektivs sinniert: „Alle Deutschen in Russland nach Deutschland, damit sie erst deutsche Brüder und Schwestern wurden, dann Aussiedler, dann Spätaussiedler, dann Russlanddeutsche, dann Deutschrussen, dann Russlandmennoniten.“ (N: 123) Indem Nelli über diese Aspekte sinniert, wird ihr die Wandelbarkeit der russlanddeutschen Identität bewusst, die sich einer Eindeutigkeit stets zu entziehen scheint. Sie muss ernüchtert feststellen, dass die eigene Herkunft und Kollektivgeschichte es nicht vermögen, Fragen von Zugehörigkeit zufriedenstellend zu klären.

Nelli machte zudem immer wieder Erfahrungen, die in ihr ein Gefühl von Fremdheit in der deutschen Gesellschaft hinterließen. So erhielt sie oft geheucheltes Lob für ihre Aussprache, obwohl sie in Deutschland aufgewachsen ist (vgl. N: 135), oder musste sich herablassende Bemerkungen über den Stadtteil Bärenkämpen anhören, in dem ihre Großeltern lebten (vgl. N: 204). Durch diese Entfremdungserfahrungen wird Deutschland für Nelli zunehmend als Referenzpunkt für die Identitätsbildung suspendiert. Wie Alina in *Die Fische von Berlin* erlebt somit auch

Nelli herablassendes, diskriminierendes Verhalten aufgrund ihrer Herkunft, nun aber mit umgekehrtem Vorzeichen: Es sind die Deutschen, die sich abfällig über die russische Abstammung äußern. Unter den mennonitischen Angehörigen kehren aufgrund dieser Entfremdung in der eigentlichen Heimat immer mehr Familien Deutschland den Rücken und wandern nach Nord- und Mittelamerika aus: „Wie viele von uns verzweifeln an unserem deutschen Heimatland? Und kaufen sich lieber eine Farm in der Karibik.“ (N: 123) Das von den Russlanddeutschen ersehnte Ankommen bleibt damit in Deutschland aus, was viele dazu bewegt, die Suche nach wahrer Heimat und Zugehörigkeit wieder aufzunehmen. Das Kollektiv verbleibt auf diese Weise jedoch in ständiger Wanderschaft und Entwurzelung. Auch in *Nachtbeeren* wird somit das Motiv des Transitorischen thematisiert. In Nelli hinterlassen all diese erlebten Unklarheiten, Unstetigkeiten und Entfremdungen jedoch nur eine einzige große Verwirrung, ein Halt im Leben nach dem Tod der *Öma* bleibt ihr verwehrt.

Diese Verwirrung um die eigene Identität kommt vor allem auch durch die Form des Romans zum Ausdruck. Es wird stark assoziativ erzählt, immer wieder schweift die Erzähltreue Nellis ab, einzelne Stichworte sind oft Anlass, den Erzählfaden kurz zu unterbrechen und später wieder aufzunehmen (vgl. z. B. N: 119–121, Nelli schildert ihren Schulalltag im Alter von 10 Jahren, erwähnt beiläufig das Fernsehen und setzt dann zu einem Exkurs über die Bedeutung des Fernsehens für das Migrantenkollektiv an). Der Roman bedient sich vielfach einer Collagetechnik: Es werden Erinnerungen eingestreut (vgl. z. B. N: 96), Bibelstellen und Predigten zitiert (vgl. z. B. N: 63, 167) oder kursivierte Passagen eingeschoben (vgl. z. B. N: 111, 147), in denen Nelli typische Gespräche und Ansichten aus dem russlanddeutschen Kollektiv imaginiert. Ferner werden plattdeutsche und russische Wörter und Wendungen in den Text teils sprachspielerisch integriert (vgl. z. B. N: 95, 103, 114). Nicht zuletzt springt die Erzählung ständig in der Zeit hin und her: Mal wird in der Erzählgegenwart des Mai 2020 erzählt, andere Male wird zehn Jahre zurück zur Beerdigung der *Öma* gesprungen (vgl. N: 72). Selbst aus der Perspektive der Erzählgegenwart werden in den Erinnerungen Nellis unterschiedliche Zeitebenen verwoben, sie erzählt von den traumatischen Erlebnissen ihrer *Öllen Öma* während des Zweiten Weltkriegs (vgl. N: 140–141), von der Zeit in der Notwohnung (vgl. N: 143–144) und von anderen Episoden aus ihrer Kindheit und Jugend (vgl. z. B. 133–134, 204–205). Auch die Perspektive ist

nicht einheitlich: Die Perspektive wechselt regelmäßig zwischen Nelli, ihrem Bruder Eugen (vgl. z. B. N: 72, 78, 87) und ihrem Sohn Jakob (vgl. z. B. N: 64, 152). Wie Willms feststellte, ist ein solches achronologisches, unharmonisches Erzählen typisch für russisch-deutsche Migrationstexte, wird auf diese Weise schließlich die „Zerrissenheit der Erzählerin“²⁴⁸ zum Ausdruck gebracht. Es wird gezeigt, dass Identitätsfindung ein nicht abgeschlossener, offener Prozess ist.²⁴⁹

Wir haben es nicht mit einer Erzählerin zu tun, die bereits einen eindeutigen Standpunkt und Erklärungen gefunden hat und uns diese präsentiert, sondern der Leser steckt vielmehr mitten in der Suche, Aufklärung und Identitätsbildung, an der viele verschiedene Stimmen in vielen verschiedenen Weisen mitarbeiten.²⁵⁰

Das unharmonische, collagenartige und sprachlich gemischte Erzählen verdeutlicht aber genauso die Unordnung in Nellis Leben: Das postmigrantische Leben gleicht einem Chaos aus Erinnerungen, Sprachen und Perspektiven, einer Polyphonie, aus der Nelli keine Eindeutigkeit über ihre Identität ableiten kann und die ein Höchstmaß an Verwirrung stiftet. Für das Verzweifeln an der unklaren Identität steht sinnbildlich auch Nellis Gewaltfantasie, ihren Kopf gegen den Badezimmerspiegel zu schmettern (vgl. N: 166). Den Spiegel, der für die Frage nach Identität steht, wünscht sich Nelli zu zerstören, um der leidvollen Ausverhandlung von Zugehörigkeit zu entkommen. Im Hinblick auf die Form eröffnet sich eine weitere Parallele zu *Die Fische von Berlin*. Beide Romane verschachteln verschiedene Zeitebenen, doch erscheint dies in *Nachtbeeren* noch viel radikaler: Folgt den Erinnerungen Eduard Bachmeiers noch einer linearen Ordnung, ist diese bei Nelli aufgelöst, es dominiert zeitliches Chaos.

Nelli wächst somit in Unkenntnis über ihre genaue Identität und Zugehörigkeit auf, die russlanddeutsche Identität wird als fluides Gebilde geschildert, das sich durch ewigen Transit, ständige Entwurzelung und Gewaltgeschichte auszeichnet. Der Tod der *Öma* fungiert in dieser Lebenssituation als Katalysator, der das Gefühl von Haltlosigkeit verstärkt. Nellis Reaktion auf das Chaos der Identitäten, der fehlenden Zugehörigkeit und

²⁴⁸ Willms: Identität und literarischer Form, S. 169.

²⁴⁹ Vgl. ebd., S. 182.

²⁵⁰ Ebd., S. 182–183.

der Entfremdung ist ein Verfall in einen neurotischen Zustand der Kontrolle und der Ordnung. Es ist eine Gegenreaktion, mit der sie die Ungewissheiten und die Brüche eines russlanddeutschen Migrantenslebens zu bändigen versucht. Dieser Kontrollzustand ist im Roman, wie oben dargestellt, jedoch gleichgesetzt mit einem Zustand des Todes.

Die Sehnsucht nach Ordnung kommt dabei in drei Aspekten besonders zum Tragen: Ihrer Zuwendung zum mennonitischen Glauben, ihrer Beziehung zu Kornelius und der Einrichtung ihres Hauses.

Schon während der Beerdigung ihrer *Öma* bekennt sich Nelli zum mennonitischen Glauben und wird so Teil der Gemeinde (vgl. N: 89). Bereits ihre *Öma* war eine gläubige Mennonitin und regelmäßige Kirchgängerin (vgl. N: 28). Ihre Bekehrung half ihr vor allem, den Tod ihrer *Öma* zu verarbeiten, erhoffte sie sich dadurch, ihre Großmutter im Himmel wiederzusehen und mit ihr somit irgendwann wieder vereint sein zu können: „*Öma* war gar nicht weg, sie wartete nur auf mich, aber dafür musste ich glauben lernen.“ (N: 92) Der Glauben ist Nellis Strategie, ihrer *Öma* wieder nah zu sein und sie in ihrem Leben gegenwärtig zu halten. Die Kirche stiftete Sinn in ihrem aus den Fugen geratenen Leben und bot ihr Orientierung und Ordnung: „Diesem Gottesdienst beizuwohnen, würde meiner Woche einen Rhythmus geben. Einen Anfang und ein Ende. [...] Die Kirche, das würde mir helfen. Ich würde wissen, warum ich meine Sachen wusch, warum ich duschen ging und für wen ich das Kind aufweckte.“ (ebd.) Das von ihr besuchte Bethaus strahlt Ordnung und Kontrolle aus: Männer und Frauen saßen getrennt (vgl. N: 81) und es wies eine extreme Reinheit und Sauberkeit auf (vgl. N: 83). Auch die im Mennonitentum festgefühten Geschlechterrollen erwiesen sich für Nelli als geeignete Orientierungshilfe in einem chaotischen Leben (vgl. N: 187–188). Dass sie sich dem Glauben zuwendet, liegt aber auch darin begründet, dass die gängigen Referenzpunkte der Identitätsbildung, die ihr hätten Orientierung bieten können, versagen: „Ich war nicht deutsch, nicht russisch, also wurde ich religiös.“ (N: 94–95) Im Mennonitentum erlebt sie eine eindeutige, wahrhaftige Kulturauslebung, die keine Fluidität kennt: „Bei uns gibt es nur entweder oder. Entweder jeden Sonntag oder gar nicht. Weihnachts-Christen gibt es nicht. Sowas machen nur Kartoffeln.“ (N: 118) Der Selbstbezug der Mennoniten auf die eigene Gemeinschaft

und die starke Abgrenzung zu anderen Gruppen hatte auf Nelli eine besondere Anziehungskraft: „Wir wollten immer nur Ruhe. Hier auf dieser Welt sein, aber nicht dazugehören. [...] Wir wollten eigentlich immer nur für uns bleiben“ (N: 117). Vom Mennonitentum verspricht sie sich Eindeutigkeit und Loslösung von den weltlichen Problemen der Migration. Religiosität bietet ihr feste Strukturen und Ankerpunkte, die Nelli in ihrem bisherigen russlanddeutschen Leben schmerzlich fehlten. Im Mennonitentum erübrigt sich für sie eine Ausverhandlung von Heimat, denn ist Heimat für Nelli von nun an ein transzendentes Konzept: Der Himmel und damit das Wiedersehen mit *Öma* wird für sie zum Sehnsuchtsziel (vgl. N: 81). Diese religiöse Haltung ist ein wiederkehrendes Motiv in der russlanddeutschen mennonitischen Literatur, wie Gebhard feststellt: „In der Abkehr von dem nicht zu bewältigenden Ist-Zustand wird der Himmel als Heimat herbeigesehnt.“²⁵¹ Für Willms stellt die Zuwendung zur Religion in der deutsch-russischen Migrationsliteratur hingegen ein Symptom der gescheiterten Integration dar: Statt sich dem neuen Umfeld anzupassen, wenden sich die Protagonisten zur Selbstvergewisserung verstärkt Identitätskonzepten aus der alten Heimat zu.²⁵² Dieser Befund lässt sich auch auf *Nachtbeeren* übertragen: Die Verunsicherung hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit und den Wegfall der *Öma* als Lebensstütze sucht Nelli in einer Zuwendung zum Mennonitentum zu kompensieren.

Neben der Religion sieht Nelli ihr Verlangen nach Ordnung auch in der Beziehung zu Kornelius gestillt. Selbst aus einer russlanddeutschen mennonitischen Familie stammend, teilt er die gleichen Erfahrungen wie Nelli. Die Beziehung zu ihm bot ihr damit Vertrautheit und Verständnis, vor allem, da sie unter Einheimischen bisher wenig Interesse für ihre Herkunft erfuhr: „Ich erklärte immer und immer wieder, alles, auch meinen Nachnamen, meine Sprache, doch niemand hörte richtig zu.“ (N: 101) Kornelius hingegen „wusste einfach von all den Dingen, die ich auch kannte, und er konnte alles so sehen wie ich“ (ebd.). In der Beziehung konnte sie sich ihrer selbst vergewissern, sie sah sich in ihrer Zugehörigkeit gestärkt. Ferner ist es auch Kornelius' Selbstüberzeugung, die ihrem schwachen, unsicheren Charakter eine Stütze bot. So teilt Kornelius die Welt in eindeutige Kategorien: „Seine Welt bestand aus Gut und Böse,

²⁵¹ Gebhard: Mennoniten, S. 132.

²⁵² Vgl. Willms: Nagelbrett, S. 136–137.

hässlich und hübsch, deutsch und nicht deutsch“ (N: 136). Nelli verließ sich auf sein Urteil: „Er würde schon wissen, was richtig war.“ (N: 97)

Zuletzt ist es auch die Einrichtung von Nellis und Kornelius' Haus, das als Ausweis dieses Kontroll- und Ordnungszustands fungiert. Nelli beschreibt es als „Musterhaus“ (N: 185). Es herrschte strenge Ordnung vor: „Alles hatte in unserem glatten Haus seinen Platz.“ (N: 39). Mit neurotischem Perfektionsdrang hält Nelli das Haus sauber, selbst kleinste Essenskrümel lösen Wut in ihr aus (vgl. N: 39–40). Es wird weder Alkohol getrunken noch geraucht (vgl. N: 132), Tiere möchte Nelli nicht haben (vgl. ebd.), die Wände sind schlicht weiß (vgl. ebd.) und es fehlt an Dekoration (vgl. N: 186). Das Haus wirkt dadurch nahezu unbenutzt: „[N]iemand konnte sehen, hier lebten Menschen, hier wüteten auch mal Kinder, hier putzten wir Zähne. [...] Kein Fleck, kein Tropfen, es was so sauber, wie ich es halten konnte.“ (ebd.) Nelli resümiert: „Alles riecht unecht, und alles sieht unecht und neu aus.“ (ebd.) Das Haus wird damit zum Sinnbild von Nellis Todeszustand: Hier herrscht kein Leben vor, es sind keine Gegenstände vorhanden, die auf eine Identität oder eine Persönlichkeit verweisen könnten. Im Haus kommt Nellis Angst vor dem Leben zum Tragen. Sie fürchtet, ihren Todeszustand zu verlassen und sich damit den Problemen und Risiken des Lebens konfrontiert zu sehen. Stattdessen wird eine manische Kontrolle ausgeübt und somit eine Ordnung geschaffen, die jeder Lebendigkeit vorbeugt. Nellis Putzwahn ist Ausdruck dafür, das Chaos des migrantischen Lebens unter Kontrolle zu bringen und die Probleme des russlanddeutschen Daseins wegkehren zu können – der Preis dafür ist jedoch jegliche Lebendigkeit.

Dass dieser Zustand der Kontrolle jedoch ein fragiler ist, der unzureichende Kompensation von Lebensangst und den Problemen der Migration bietet, wird offenbar, als Kornelius Nelli eröffnet, sie für eine andere Frau verlassen zu wollen. Nelli tötet ihn und bewahrt seine zerstückelte Leiche in der Tiefkühltruhe des Kellers auf (vgl. N: 173).²⁵³ Der Tod

²⁵³ Wer Kornelius tatsächlich getötet und seine Leiche in der Tiefkühltruhe verwahrt hat, wird im Roman an keiner Stelle eindeutig aufgeklärt. Der Text gibt lediglich vage Andeutungen, wie Nellis Gedanke kurz nach Kornelius' Geständnis, sie mit einer anderen Frau betrogen zu haben: „Sterben müssen wir alle irgendwann.“ (N: 173) Zwar erweckt Nelli im Roman den Eindruck, Kornelius sei wie immer nur für einige Tage auf Dienstreise: „Wo soll er schon sein. Wenn er nicht hier ist, ist er bestimmt arbeiten.“ (N: 22), „Drei Tage habe ich nun gewartet und gedacht, Kornelius würde nach Hause kommen.“ (N: 164), doch bleibt

von Kornelius steht hier sinnbildlich für die Überwindung des Kontrollzustands. Nelli bricht aus dem einengenden Korsett ihrer scheinbar geordneten Welt heraus und fährt in den Mindener Stadtteil Bärenkämpen zur alten Wohnung ihrer Großeltern (vgl. N: 201). Ihr Aufstieg im Wohnturm (vgl. N: 212–213) ruft dabei eine Himmelsmetaphorik auf: Es scheint, als würde Nelli dem himmlischen Paradies entgegenkommen, das für sie die Wohnung ihrer Großeltern mit ihrer Wärme und Geborgenheit darstellt (vgl. N: 221). Oben angekommen, bleibt ihr der Zugang allerdings verwehrt, da ihr *Öpa* nach dem Tod der *Öma* aus der Wohnung ausgezogen ist (vgl. N: 193). Sogleich stellt sie fest, dass ihr ganzer Körper voller Erde und ihre Kleidung zerrissen ist (vgl. N: 229). Die Erde stammt dabei vom Grab ihrer Großmutter, das sie vor der Fahrt nach Bärenkämpen aufgesucht hatte (vgl. N: 232, 241). Nelli wird hier symbolisch begraben, sie stirbt einen sinnbildlichen Tod, der den endgültigen Ausbruch aus dem Kontrollzustand markiert. Die zerrissene Kleidung und die Erde markieren zugleich die Unordnung, vor der sie sich seit jeher fürchtete, die nun aber über ihren Körper unaufhaltsam hereinbricht. Die zerrissene Kleidung stellt zudem das Ablegen der alten Hülle, des Lebens im Zustand der Kontrolle dar. Ihr symbolisches Begräbnis ist ein Wendepunkt, der sie schließlich erkennen lässt, dass die Unordnung, das Chaos, die Brüche und Traumata des russlanddeutschen Lebens nicht zu kontrollieren

zweifelhaft, inwiefern es sich hier um eine verlässliche Erzählstimme handelt. So offenbart Nelli am Ende des Romans im Gespräch mit ihrem Sohn Jakob: „Mein Kopf, also weißt du, [...] dass mein Kopf mir manchmal etwas vorspielt, mich anlügt, ich habe Probleme, meinem Kopf zu glauben.“ (N: 243) Daher kann es sich um ihre Beteuerungen, Kornelius sei nur arbeiten, um Produkte ihrer Fantasie handeln. Dass die Realität und ihre Wahrnehmung nicht im Einklang zu sein scheinen, kommt auch am Anfang des Romans zum Ausdruck, als sie beim sonntäglichen Familienbesuch zu Tisch sitzt, das Geschehen aber nicht eindeutig wiedergeben kann: „Ich habe gegessen. Habe ich das laut gesagt? Oder nur gedacht?“ (N: 25) An anderer Stelle heißt es ähnlich: „*Nelli, noch oyn Stetj*. Hat das gerade jemand gesagt? Oder habe ich mir das nur eingebildet?“ (N: 35, Herv. i. O.) Man kann ihre Verwirrung insofern auch als Strategie werten, die Wahrheit über ihre Tat zu verdrängen. Für Nelli als Täterin würde zudem sprechen, dass nur sie aufgrund ihrer Metzgerausbildung es vermochte, Kornelius akkurat in Einzelteile zu zerlegen. Der Anruf der Ärztin am Ende des Romans lässt aber auch die Lesart zu, dass Kornelius einem Herzinfarkt erlag, der ihn möglicherweise kurz nach seinem Geständnis ergriff. Nelli hätte demnach lediglich den bereits toten Kornelius zerlegen können. Gegen eine solche Deutung spricht jedoch die Bezeichnung jenes Kapitels, in dem der Anruf der Ärztin erfolgte: „Lügen“ (N: 236). Der gesundheitlich angeschlagene Zustand stellt für Nelli und ihre Familie einen idealen Vorwand dar, seinen wahren Tod zu vertuschen. Der Anruf der Ärztin fungiert damit auch als eine Rehabilitation Nellis, um eine Form poetischer Gerechtigkeit wiederherzustellen: Hätte sie ihn nicht getötet, wäre er wohl eh an einem Herzversagen gestorben.

sind und als Teil der kollektiven Identität akzeptiert werden müssen. So kommt ihr Sohn Jakob am Ende des Romans schließlich zu der Feststellung: „[D]er Dreck geht ja nicht weg. Der Dreck wird immer da sein, egal, wo wir sind.“ (N: 246). Nellis Realitätsbezug ist wiederhergestellt. Sie ist der Scheinwelt der Kontrolle entflohen und wieder im Leben verankert. Sie hat das Überlebensprinzip, für das ihre *Öma* stand, von nun an verinnerlicht und gelernt, widrige Umstände, auch den Tod, anzunehmen.

Aus ihrem Todeszustand befreit wird sie dabei unter Mithilfe ihrer Brüder: Nach Entdeckung von Kornelius' Leiche ruft ihr Sohn Jakob Nellis vier Brüder Eugen, Rudy, Arthur und Eduard zusammen, die anschließend einen Plan entwickeln, die Leichenteile unbemerkt zu entsorgen und die verschwundene Nelli aufzufinden (vgl. N: 176–182). Es wird somit nicht nur Nelli gerettet, sondern auch die Familie: Indem sie Nelli in einer gemeinschaftlichen Rettungsaktion ins Leben zurückbringen, erweist sich die Familie als reaktivierte „Solidargemeinschaft“²⁵⁴. Den Brüdern wird bewusst, dass vor allem auch ihr gleichgültiges Verhalten Nelli gegenüber ihre Lebenskrise bedingt hat. Durch ihre gemeinschaftliche Rettung erkennen sie, dass sie Nelli das bieten müssen, was bisher nur ihre *Öma* ihr zu geben vermochte: Liebe und Geborgenheit. An mehreren Stellen im Text wird Nellis Sehnsucht nach dieser Form von Gemeinschaft und Zusammenhalt deutlich. So hielt sie sich während der mennonitischen Gottesdienste am liebsten im Kinderraum auf, in dem sich Mütter um ihren Nachwuchs kümmerten (vgl. N: 168–170), denn spürte sie dort eine besondere Art des Zusammenhalts: „Sie lachten, sie redeten, sie tauschten sich aus, sie philosophierten, und sie halfen einander. Ich wollte einfach bei ihnen sitzen und ihre Worte in mir einschließen und nie vergessen. Es war der wärmste Ort, den ich kannte.“ (N: 170) Der krisenhaften migrantischen Lebenssituation mit all ihren Brüchen und Identitätskonflikten, die mitunter gar als Todeszustand wahrgenommen wird, wird im Text die Besinnung auf die Familie und Gemeinschaft als rettender Anker entgegengehalten. In einer Situation, in der die Referenzpunkte für eine gesicherte Identitätsbildung und Ausverhandlung von Zugehörigkeit versagen, stellt „der Familienkosmos das einzig Vertraute

²⁵⁴ Isterheld: Die Russen, S. 80.

und Bekannte“²⁵⁵ dar und wird damit zum eigentlichen Bezugsrahmen der Selbstfindung: Heimat ist, wo die Familie ist.

4.2.2 Verhandlung von Sozioökonomie

Sozioökonomie nimmt im Roman einen herausragenden Stellenwert ein. Dabei erweist sich die Verhandlung von sozioökonomischen Bedingungen als nuanciert: Zum einen werden die kapitalistischen Verhältnisse der Aufnahmegesellschaft in ein negatives Licht gerückt, indem das russlanddeutsche Migrantenmilieu als marginalisierte Gruppe dargestellt wird, die in prekären Randlagen beheimatet ist, niedrigqualifizierte Jobs ausübt und in Armut aufwächst. Besonders an der Figur von Nellis Mann Kornelius wird exemplifiziert, wie ein Ausrichten an dem kapitalistischen Denken der Hiesigen zu einem verbissenen Aufstiegswillen und zügellosem Wohlstandsstreben führt, die sich als destruktiv für die Gemeinschaft erweisen. Zum anderen wird aber die Konsumkultur mit großem Wohlwollen aufgenommen. In der stets sicheren Versorgungslage zeigt sich für das leidgeplagte russlanddeutsche Migrationskollektiv die Überlegenheit des Kapitalismus gegenüber der sowjetischen Mangelwirtschaft. Diese Aspekte werden im Folgenden nacheinander analysiert.

„Die roten Schildchen, ich wusste, hier gehöre ich hin“ (N: 132), äußert Nelli über sich, als sie sich an Szenen aus ihrer Jugend erinnert, in denen sie notgedrungen nur in den Billigabteilungen von Modehäusern Bekleidung kaufen konnte. Damit bringt sie die soziale Zugehörigkeit des ganzen russlanddeutschen Kollektivs zugespitzt zum Ausdruck: Das Migrantenmilieu befindet sich in der sozioökonomischen Peripherie. Sie sind gezwungen, in niedrigqualifizierten Berufen zu arbeiten, wie Nellis Brüder, die auf der Baustelle (Arthur, vgl. N: 179), in der Müllverarbeitung (Eduard, vgl. N: 42) oder als Busfahrer (Rudy, vgl. N: 157) angestellt sind. Die weiblichen Familienmitglieder, wie *Öma* (vgl. N: 145) oder die Schwiegertöchter (vgl. N: 105), arbeiten hingegen vor allem als Putzkräfte. Die Jobs des Migrantenkollektivs sind damit entweder monotone Fließbandarbeiten, wie bei Eduard, körperliche Schwerstarbeit, wie bei Arthur, oder werden sogar als Orte des Wahnsinns und der niederen Triebe be-

²⁵⁵ Willms: Nagelbrett, S. 124.

schrieben, wie bei Rudy: „Als Busfahrer erlebt er jeden Tag den Wahnsinn anderer Menschen [...] Manche sind betrunken, und manche sind gestört.“ (N: 157–158)

Ihre Arbeit wird als typische Maloche wahrgenommen (vgl. N: 38, 128), es ist die Rede von „kaputtarbeiten“ (N: 38). Das Leben und Arbeiten im sozioökonomischen Prekariat hat zersetzende Wirkung auf die Verfasstheit von Nellis Brüdern: Sie verfallen dem Alkohol, wurden mehrfach in Entzugskliniken eingeliefert (vgl. N: 42, 60), verschwinden unangekündigt und treiben sich herum (vgl. N: 105). Ihre Körper sind Spiegelbilder des zersetzenden Lebens am unteren Gesellschaftsrand: Sie werden als beleibt (vgl. N: 27), vernarbt, tätowiert, mit Impfmalen übersät beschrieben (vgl. N: 11, 107), es werden die glasigen Augen, roten Nasen und die fettige Haut betont (vgl. N: 22). Als Arbeiter erscheint man als unbedeutender, gesichtsloser Pöbel, der lediglich dazu da ist, zu funktionieren und Befehle zu befolgen, wie Nellis vierter Bruder Eugen sich äußert: „Kein Mensch interessiert sich für dein hässliches Gesicht in einem Blauermann, wenn die Sonne scheint. Dann bist du ein Arbeiter! Du bist nichts! Du bist der Pöbel! Du machst, was sie dir sagen, sonst nichts! Du führst aus, was dir jemand gesagt hat!“ (N: 178)

Im Falle der Putztätigkeiten der Frauen kommen ebenso die Abhängigkeitsverhältnisse und gesellschaftlichen Hierarchien zum Ausdruck. Die russlanddeutschen Putzfrauen arbeiten vor allem bei Hiesigen und werden von diesen nicht selten als bedürftig empfunden: Entsprechend werden die Putzfrauen mit allerlei nicht mehr benötigten Gegenständen und sogar Essen beschenkt (vgl. N: 145–146). Dieses Mitleid offenbart sich aber oft als Heuchelei: Es waren „Hausfrauen [...], die sich als Landfrauen in ihrer Freizeit engagierten, um andere Frauen zu unterstützen, während ganz andere Frauen ihre Häuser putzen.“ (N: 146)

Die Migration brachte den Russlanddeutschen einen sozialen Abstieg ein,²⁵⁶ ihre Abschlüsse wurden selten anerkannt: „Du warst Lehrer in der Sowjetunion? Du wurdest Altenpfleger. Du warst Beamter in der Sowjetunion? Du hast Tischler gelernt. Und alle gingen putzen.“ (N: 139) Der

²⁵⁶ Wie Hausbacher feststellt, ist dies ein klassischer Topos in der Darstellung von Arbeitswelten in der deutsch-russischen Migrationsliteratur, vgl. Hausbacher: Arbeit im Kontext, S. 290.

Wohlstandsverlust wird sinnbildlich auch am Symbol der Goldzähne vorgeführt: „Wohlstand hatte das irgendwann mal bedeutet, genug Geld für falsche Zähne, dann noch aus Gold. Jetzt bedeutet es Stillstand. Wer jetzt das Geld hat, lässt sich Zähne machen, die echt aussehen. Goldzähne sind hässlich.“ (N: 108) Der Goldzahn steht für eine alte Vergangenheit, eine gesellschaftliche Ordnung, die nach der Migration ihren Wert verloren hat. Was in der Sowjetunion als sinnbildlich erworbenes Gold, als ökonomisches wie auch kulturelles Kapital erschien, verlor schlagartig seine Bedeutung.²⁵⁷

Durch den sozialen Abstieg und Wohlstandsverlust reiht sich auch die Migration nach Deutschland in die Kontinuität der ständigen Traumata und Brüche in der russlanddeutschen Kollektivgeschichte ein. Migration wird hier als Fortsetzung eines schicksalhaften, unüberwindbaren Leidens dargestellt, das über Generationen andauert und fortwirkt. Der Roman verhandelt russlanddeutsche Geschichte damit auf ähnliche Weise wie auch *Die Fische von Berlin*: Sie wird als eine Abfolge von immer wiederkehrenden einschneidenden Ereignissen erzählt, die ihre Wirkung über Generationen hinweg entfalten.

Nicht nur in den Arbeits-, sondern auch in den Wohnverhältnissen zeigt sich die sozioökonomische Marginalisierung der Russlanddeutschen: Nach ihrer Ankunft wurden die meisten in Notwohnungen untergebracht. Nelli beschreibt diese in ihrer Erinnerung als „zimmerähnliche[[n] Zustand“ (N: 137), es gab „weder Privatsphäre noch Platz“ (ebd.). Das Leben im Notlager wird als rudimentär dargestellt: Nellis Familie wurde in eine stillgelegte Grundschule gesteckt, in dem sie sich ein Klassenzimmer mit drei Familien teilen musste (N: 139), man lief sich stets über den Weg und lebte auf engstem Raum: „Wenn man das Sofa ausgezogen hatte, musste der Tisch vor die Tür gestellt werden. Dann ging niemand mehr aufs Klo, und wir Kinder hatten einen Nachttopf.“ (N: 143) Die Notwohnungen sind somit kein Ort der Sesshaftigkeit, der Schutz und Geborgenheit bietet und damit identitätsstiftend wirkt, sondern provisorische Auffanglager für die ankommenden Migranten. Ihre Lage „irgendwo auf dem Land, im Nichts“ (N: 137) drückt den gesellschaftlichen

²⁵⁷ Die Zahn-Metapher befindet sich zudem in paradigmatischer Beziehung zu Lexemen wie ‚Zahnwurzel‘ und somit auch ‚Verwurzelung‘, kann also auch als Hinweis auf eine Entwurzelung im neuen Heimatland verstanden werden.

Status der Einwanderer aus: Sie führen eine randständige Existenz und sind von der Gesamtgesellschaft exkludiert. Solche Flüchtlingslager hat Marc Augé als ein Beispiel für sein Konzept der Nicht-Orte herangeführt.²⁵⁸ Sie schaffen keine Identität oder Beziehung, besitzen keine Geschichte, sondern sind allein zur Durchreise und zum vorübergehenden Aufenthalt gedacht.

Ähnlich wie in der Analyse der Räume in *Die Fische von Berlin* kann man hier also von einem Transitort sprechen. Die Russlanddeutschen sind zwar in Deutschland, aber noch längst nicht in der Gesellschaft angekommen. Die Notunterkünfte werden zu Übergangslagern, in denen man den gesellschaftlichen Aufstieg und die Sesshaftwerdung herbeisehnt, Sprachkurse besucht, den Führerschein macht und eine Ausbildung aufnimmt (vgl. N: 139). Interessant ist dabei vor allem die Zeitwahrnehmung an diesem Transitort: Nelli spricht von einem „zeitlosen Zwischenland“ (N: 62), weiterhin erinnert sie sich: „Sie hatten so viel Zeit. Bis alles sortiert war, standen sie im Nichts still.“ (N: 139) Die Notunterkunft scheint demnach trotz aller Aufstiegsbemühungen kein produktiver Ort zu sein: Die russlanddeutschen Migranten sind nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich entkoppelt. In der Notunterkunft führen sie ein Dasein im gesellschaftlichen Nichts, sie sind nicht in die Abläufe der Gesellschaft integriert und dort verwurzelt. Es ist ein Zustand der Entfunktionalisierung und des Stillstands, für den sinnbildlich auch der Ort der stillgelegten Grundschule steht: Was eigentlich als ein Ort mit Funktion für die Gesellschaft konzipiert ist, ist hier verkehrt in einen Ort der Marginalisierung und der Desintegration. In der Darstellung der Russlanddeutschen als gesellschaftliche Außenseiter, die ein Leben in der Peripherie fristen, ähnelt *Nachtbeeren* einmal mehr *Die Fische von Berlin*, handelt es sich hier nun aber um eine wirtschaftliche Randexistenz und weniger eine erinnerungskulturelle.

Die prekäre Erfahrung des Transitorischen weckte in den Migranten den Ehrgeiz nach sozialem Aufstieg, für die sinnbildlich das Bauen von Häusern steht: „Doch wer es aus der Notwohnung rausschaffte, hatte ein Ziel: Haus bauen und abbezahlen. Seinen eigenen Platz haben und wissen, das ist meins, hier wird niemand mehr kommen und mir das wegnehmen.“ (N: 138) Hier drückt sich die Sehnsucht nach Verwurzelung und

²⁵⁸ Vgl. Augé: Nicht-Orte, S. 42.

Heimat aus, Wünsche, welche den Russlanddeutschen über Generationen verwehrt blieben. Das Haus ist hier Sinnbild für den Schutz vor einschneidenden Brüchen, die die Geschichte des Kollektivs prägten. Es wird zum Ausdruck eines Ankommens nach Jahrzehnten der Entwurzelung und des Zustands des ewigen Transits. Zugleich versinnbildlicht das Haus auch eine Befreiung aus den ökonomisch prekären Verhältnissen: „Das bisschen Geld, das ich im Betrieb verdiente, für Miete ausgeben? [...] Kaum verdiente ich etwas, sollte ich Miete für irgendeine Vermieterkartoffel zahlen?“ (N: 97) Das Migrantenkollektiv möchte den ökonomischen Abhängigkeiten entkommen, fürchten sie andernfalls der Mehrheitsgesellschaft hierarchisch untergeordnet zu sein, wie sie es ähnlich auch in Sowjetzeiten erlebt hatten. Folglich streben sie akribisch nach einem Leben in Freiheit und Selbstbestimmung.

Nach dem Verlassen der Notwohnungen fingen Nellis Brüder so mit dem Häuser bauen an (vgl. ebd.). Einige aus dem Kollektiv, insbesondere ihre *Öma* und ihr *Öpa*, verblieben allerdings in einer gesellschaftlichen Randlage. Sie kamen in Sozialwohnungen unter, darunter dem Mindener Stadtteil Bärenkämpfen, der unter Einheimischen den Ruf eines sozialen Brennpunktes genießt. In Bärenkämpfen zu wohnen, geht für die meisten Russlanddeutschen mit einer Stigmatisierung einher: „Von hiesigen Kindern, die über Kanaken redeten und wer von wem gehört hatte, wo und wann dort jemand umgebracht wurde. *Da leben die Assis, die ganz Kaputtten*. So redeten Kinder im Bus, auch wenn sie noch nie dort gewesen waren.“ (N: 204, Herv. i. O.) Als Nelli als Schulkind das herablassende Reden über Bärenkämpfen mitbekommt, macht sich zum ersten Mal bei ihr ein Bewusstsein von Klassenzugehörigkeit und auch Scham breit: „Das vergisst du nicht, wenn du so klein bist, und du verstehst, wie sich Schämen für sich selbst oder die eigene Herkunft anfühlt.“ (N: 205) Nelli stellt zwar fest, dass Bärenkämpfen keine ansehnliche Gegend ist, denn „alles war grau in der Gegend“ (N: 206), die Hochhäuser bezeichnet sie als „Wohnungsmaschinen“ (ebd.) und bemerkt eine „löcherige Hecke [...] [m]it den Energy-Dosen und den Zigarettenschachteln und den Fetzen von Plastik und Stoff“ (N: 207). Doch Bärenkämpfen ist für sie zugleich ein Ort der Vertrautheit und der Heimat. Sie erinnert sich an Kindheitserlebnisse mit ihrer *Öma*, die ihr dort immer Süßigkeiten kaufte, mit ihr Enten füttern ging und sie zu großen Spielplätzen mitnahm (vgl. N: 206). Provozierend fragt sie: „Doch welcher Dreck? Wo waren die Toten und die Spritzen?“

Nirgends.“ (ebd.) Sie fühlt eine besondere Zugehörigkeit und Verbundenheit, die fast familiäre Züge trägt, denn sind ihr die dortigen russlanddeutschen Migranten mit ihren Eigenheiten vertraut (vgl. N: 210–211). Beim Anblick der Klingelschilder mit den vielen russlanddeutschen Namen spricht sie von „Geborgenheit in einer Anordnung aus Buchstaben“ (N: 212). Auf diese Weise wird auch das Stigma des armen, kriminellen Migranten dekonstruiert: Der Text bedient sich in der Darstellungsweise der Einwohner zunächst gängiger Vorurteile, um sie anschließend subversiv zu brechen. So wird eine Gruppe von Männern auf einem Parkplatz in Bärenkämpfen beschrieben, sie tragen Jogginghosen und Lederjacken, rauchen und sind vernarbt (vgl. N: 208–209). Nelli stellt fest: „Wenn man sie nicht kennen würde, könnte man Angst vor ihnen kriegen.“ (N: 209) Allerdings: „Meine Brüder sehen ja nicht anders aus.“ (N: 210) Sogleich malt Nelli aus, wie verhöhlen eine ihrer deutschen Nachbarinnen einen Besuch mit ihr in Bärenkämpfen kommentieren würde und führt auf diese Weise die Voreingenommenheit der Einheimischen vor (vgl. N: 210). Man kann hier ähnlich wie Schenk argumentieren, der für Alina Bronskys *Scherbenpark* feststellt, dass eine „prekäre Lebensphase ambivalent semantisiert“²⁵⁹ wird. Bärenkämpfen erscheint zwar oberflächlich als Ort angespannter sozialer Verhältnisse, entpuppt sich durch die Perspektive Nellis aber auch als Ort von Zugehörigkeit und Verbundenheit. Unter Verweis auf de Certeaus *Kunst des Handelns* führt Schenk an, dass auf diese Weise ein Ort sozialer Ausgrenzung wie Bärenkämpfen eine Umfunktionalisierung hin zu einem Ort mit Gemeinschaftssinn erfährt.²⁶⁰

Um die sozioökonomische Randständigkeit des russlanddeutschen Migrationskollektivs vorzuführen, wird die Wohnsituation im Roman nicht selten mit der der Einheimischen kontrastiert. So erinnert sich Nelli, dass ihre Mitschüler damals alle in Häusern lebten (vgl. N: 201). Sie beklagt:

Bei denen sprach niemand von Verkaufen, Wegziehen, Umziehen, Neubauen in diesen ostwestfälischen Häusern. Das war kein Wohnen auf Zeit, bis was Besseres kam, das war ein Zuhause, und zwar solange die denken konnten. Die kannten es nicht anders. Bei den Bauernhäusern stand dann immer noch eine Jahreszahl über dem Dieleneingang. [...] Diese ganzen Familien haben einfach schon immer in diesem einen Dorf gelebt und nie woanders. (N: 202)

²⁵⁹ Schenk: *Blinder Regen*, S. 204.

²⁶⁰ Vgl. de Certeau: *Kunst des Handelns*, S. 78, zitiert nach Schenk: *Blinder Regen*, S. 204.

In dieser Aussage schwingt eine Frustration über die russlanddeutsche Situation mit: Während die einheimischen Deutschen seit Generationen verwurzelt waren und sich über ihre Heimat und Zugehörigkeit im Klaren sind, fristen die Russlanddeutschen ein Leben im Transitorischen. Sie sind nicht sesshaft, ihre Geschichte ist von ständigen Bewegungen und Umbrüchen geprägt. Zwar bauen sie sich allmählich Häuser und damit eine Existenz in Deutschland auf, doch haftet diesen noch lange keine Tradition an: Sie wecken keine Erinnerung an eine lange Familiengeschichte, weisen keine Beziehung zur Vergangenheit auf, sind einfach nur sauber und ohne Geruch (vgl. N: 203). Anders hingegen die Häuser der Einheimischen: „Doch schon der Name einer Freundin aus der Grundschule kann mir den Geruch von Brettspielen, Milka-Schokolade und Maggi ins Gehirn jagen.“ (ebd.) Das Leben im prekären Migrantenumfeld wird auf diese Art als identitätsloser Zustand ständiger Entwurzelung inszeniert.

Ein weiterer Aspekt in der Verhandlung von Sozioökonomie im Roman ist die Darstellung von Armut. Große Anschaffungen sind für Nellis Familie nicht möglich: „Es gibt in jedem Laden eine Abteilung, die sofort gemieden wird: da, wo nichts reduziert ist.“ (N: 132) Notgedrungen müssen sie sich stets mit billiger Ware versorgen. In der Beschreibung von Einrichtung und Kleidung von Angehörigen des russlanddeutschen Kollektivs häuft sich daher immerzu die Nennung von Billigmarken oder minderwertiger Konsumgüter: Eine Schlüsselablage ist aus dem 1-Euro-Laden (vgl. N: 17), eine Kuckucksuhr „soll nach Holz aussehen, aber es ist lackiertes Plastik aus dem Mix Markt“ (N: 36), ein Anzug für die Beerdigung der *Öma* wurde in einem C&A gekauft, es soll „irgendwas Schickes aus Polyester [...], Hauptsache, nicht zu teuer“ (N: 75) sein. Bei der Beschreibung mennonitischer Mädchen werden Orsay-Tüten erwähnt, Nelli sah sie zudem häufig in Takko-Läden und im Mix Markt unterwegs (vgl. N: 94). Billige Gegenstände werden zu den Insignien des russlanddeutschen Daseins. Sie sind Ausweis eines Unterschichtlebens, in dem Wohlstand den Migranten vergönnt bleibt. Bezeichnend für diese sozioökonomische Randständigkeit stehen die Erinnerungen Nellis an Besuche im Mindener Kaufhaus Hagemeyer. Die Auswahl an teuren und luxuriösen Modeartikeln wirkte regelrecht einschüchternd auf die jugendliche Nelli: „Ich fühlte mich fremd und unwohl, mir wurde heiß, ich

kriegte rote Backen, und bevor ich wirklich geguckt hatte, flüchtete ich nach draußen.“ (N: 134) Nelli überkommt das Gefühl von Ausgeschlossenheit, die Lebenswelt höherer sozioökonomischer Schichten scheint ihr unerreichbar. Zugleich löst das Sortiment des Kaufhauses auch eine Verunsicherung hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Verortung aus: Ihre stereotypen Vorstellungen von Armut und Reichtum, die für sie bisher Extremkategorien waren, geraten ins Wanken, denn stellt sie fest, dass es auch in einem Land wie Deutschland Formen von Armut und Reichtum gibt, die allerdings nuancierter ausfallen. Diese feine Distinktion hinterlässt allerdings Verwirrung: „Es gab sie, diese ganz Armen und diese ganz Reichen, aber die dazwischen, das verwirrte mich. Ich versuchte zu verstehen, wo jetzt der Unterschied zwischen dem 60-Euro-Mantel von H&M und dem 300-Euro-Mantel bei Hagemeyer war.“ (N: 134) Ihr wird klar, dass sie einer nicht wohlhabenden Schicht angehört, doch sträubt sie sich dagegen, sich als arm zu bezeichnen: „Ich war nicht arm, ich hatte einfach keine zwanzig Euro für Stoppersocken übrig.“ (ebd.) Ihr erscheint diese Art der gesellschaftlichen Distinktion als unnötig und nur als Form der dekadenten Abgrenzung: Reich ist, wer viel Geld für herkömmliche Alltagsgüter aufbringt.

Trotz der sozioökonomisch prekären Verhältnisse kann ein sozialer Aufstieg für die Russlanddeutschen dennoch gelingen: Vor allem in der Generation der in Deutschland Geborenen, wie bei Jakob, zeigt sich eine allmähliche Besserung der Lebensverhältnisse. So sinniert Nelli über den langsamen Aufstieg der neuen Generation:

Meine Brüder redeten darüber, dass jetzt etwas Neues anfing. Die neue Generation, die nacheinander eine Charlotte oder Oliver nach Hause brachten. Sie studierten! Sie wurden Doktoren der Mathematik! Sie hatten Abitur, und sie kauften in Bio-Supermärkten ein! [...] Einer saß im Bundestag, einer spielte in der Bundesliga, und eine kannten sie, die wurde Schlagerstar. *Ohnse Loyna. Unsere Helene.* (N: 172, Herv. i. O.)

Sozialer Aufstieg wird dennoch auch kritisch verhandelt: Insbesondere an der Figur von Nellis Mann Kornelius wird aufgezeigt, wie ein verbissenes Wohlstandsstreben einher geht mit einer Leugnung der eigenen Abstammung und somit auch einer Negation von Familie und Gemeinschaft. Nach all den Erfahrungen des Prekariats ist Kornelius geradezu

besessen davon, in höhere gesellschaftliche Schichten vorzustoßen: „Er würde nie wieder mit dem Auto anhalten, wenn ein Regal an der Straße stand und mitgenommen werden konnte. Genauso wenig würde er jemals wieder in die Poco Domäne gehen oder in einen Thomas Philipps.“ (N: 144) Kornelius strebt nach einem bürgerlichen Leben, ein eigenes Haus und Auto sind für ihn Ausweis von Wohlstand und Sorglosigkeit (vgl. N: 39). Er schmückt sich gerne mit teuren und luxuriösen Gegenständen wie einem Mähroboter (vgl. N: 167) oder einem Grill mit selbstdrehendem Spieß (vgl. N: 236), denn „Kornelius bestand darauf, dass er sich das leisten wollte.“ (N: 167) Sein Aufstiegszweck ist ungezügelt: „Sein Name an einer Tür“ (N: 130) ist in seinem Beruf als Versicherungsverkäufer sein erklärtes Ziel, denn: „Für Fließbänder und Baustellen war er sich zu gut. Kornelius wollte Geld“ (N: 38). Kornelius sieht im Profit- und Wohlstandstreben die einzige Strategie, in der deutschen Gesellschaft anzukommen: „Was er sein konnte, war Geld haben. Das würden die Hiesigen besser verstehen“ (N: 136). Zugehörigkeit ist für ihn damit nicht das Resultat eines kulturellen Aushandlungsprozesses, sondern definiert sich für ihn über Wohlstand. Damit wird zugleich eine Kritik an der deutschen Gesellschaft artikuliert. Sie wird als eine gezeichnet, in der Profit und Wohlstandsmaximierung über dem Gemeinschaftssinn stehen. Migranten scheint sie nur anzuerkennen und wertzuschätzen, wenn diese sich der kapitalistischen Struktur der Gesellschaft fügen. Dem gegenüber wird das Leben im Migrationskollektiv dargestellt als eines, das von Solidarität, Gemeinschaftssinn und Fürsorge geprägt ist: „Diese kleinen Dinge, wie willst du die lernen, wenn du ohne Familie, ohne Kirche, ohne Gemeinschaft aufwächst, wie die meisten Hiesigen. Dieses Aufeinanderachten [...] war einfach unsere Realität.“ (N: 73) Während der Beerdigung der *Öma* heißt es zudem: „Jeder einzelne Mensch, der nach vorne trat, um unserer Familie Respekt zu erweisen, war mit uns verbunden, über Jahrzehnte von gegenseitiger Hilfe und Freundschaft.“ (N: 81) Verglichen mit *Die Fische von Berlin* fällt das Deutschlandbild in *Nachtbeeren* nahezu ins Gegenteil verkehrt aus. Es wird nun nicht mehr als Ort der verlorenen Heimat und der Befreiung aus Sowjetknechtschaft, als regelrechtes Paradies imaginiert. Die russlanddeutschen Migranten werden mit der bitteren Realität konfrontiert, die aus Entbehrungen und Fremdheitserfahrungen besteht. Der Sehnsuchtsort des Westens entpuppt sich als Ort von

Ignoranz und kalter Rationalität. Wirkliche Verlässlichkeit und Hilfe erfahren sie nur durch die eigenen Mitglieder des Kollektivs und verbleiben folglich unter sich.

So sehr Kornelius nun darauf bedacht ist, durch beharrliches Profitstreben Anerkennung in der deutschen Gesellschaft zu erhalten, so sehr hat dies zugleich negative Folgen für den gelebten Gemeinschaftssinn und seine Beziehung zu den Mitgliedern des russlanddeutschen Migrationskollektivs. Er ist diesem zunehmend entfremdet, was unter anderem an seinem Verhalten zu Tische verdeutlicht wird. Fungiert das gemeinsame Mahl als Symbol für die Gemeinschaft, wird diese durch sein Essverhalten gebrochen: Nelli äußert sich, dass er der „Einzige [wäre], der das Fleisch nicht nur aufspießen, sondern Stücke davon abschneiden würde. Selbst neben seinen vier Schwagern, die Kornelius seit 15 Jahren kennt, würde er sich so verhalten, als wäre er bei einem geschäftlichen Mittagessen mit Hiesigen.“ (N: 11) Kornelius ordnet dem gesellschaftlichen Aufstieg alles unter und verkommt auf diese Weise zum kalten, egoistischen Ausnutzer. So appelliert er in schamloser Weise an die Ängste der mennonitischen Glaubensmitglieder, um ihnen möglichst viele Versicherungen verkaufen zu können (vgl. N: 129). Auch seine Beziehung zu Nelli leidet unter seinem Aufstiegswillen: Sein Ehrgeiz macht ihn blind für die Probleme seiner Frau, die seit dem Tod ihrer *Öma* ihr Leben bestimmten. Statt Einfühlsamkeit zu zeigen, ist er stets darauf bedacht, Stärke und Kontrolle auszustrahlen (vgl. N: 88). In ihrer Ehe verfallen beide sehr bald in traditionelle Geschlechterrollen: Während Kornelius seiner Karriere nachgeht, kümmert sich Nelli um die Haushaltsarbeit (vgl. N: 40). Hier klingt nicht zuletzt eine Vampir-Symbolik an: Kornelius erscheint als skrupelloser Ausbeuter, der auf Kosten seiner Mitmenschen einen stetigen Machtgewinn erfährt. Vor allem in jenen Kapiteln, die aus der Perspektive von Nellis Bruder Eugen erzählt sind, wird eine regelrechte Abneigung gegen Kornelius' Verhalten geäußert. Eugen echauffiert sich, dass Kornelius selbstsüchtig seinen eigenen Wohlstand vermehrt, statt sich für das Migrantenkollektiv einzusetzen: „Hättest du einen Funken Scham zwischen all den Fettrollen versteckt, du hättest sie beraten, du hättest ihnen geholfen“ (N: 129). Der von Kornelius eingeschlagene Weg zur Integration in die deutsche Gesellschaft wird als zersetzend für den Zusammenhalt und Gemeinschaftssinn dargestellt: „Schlimmer als Kartoffeln sind die, die so unfassbar gern eine wären“ (N: 215), urteilt Eugen

über Kornelius und betont damit, dass eine überschießende Anpassung an die deutsche Gesellschaft auch eine Leugnung der eigenen Herkunft darstellt. Kornelius' Wohlstandsstreben wird als Verrat an der eigenen Abstammung dargestellt, stattdessen wird Authentizität und ein Bekenntnis zu den Wurzeln eingefordert. Trotz seines Aufstiegswillens musste Kornelius dennoch auf schmerzliche Weise erfahren, dass eine Entkoppelung von der eigenen Herkunft nicht möglich ist. Er „dachte [...], dass sein Leben trennbar sei von dem der Bauern, auf die er herabsah“ (N: 150), resümiert Nelli über ihren Mann. Doch diese bäuerliche Abstammung, die kollektiven Traumata und Erfahrungen wirken auch in ihm weiter. Es ist vor allem sein ungesunder Essensstil, die Einverleibung vor allem fettiger Fleischspeisen (vgl. N: 35, 110–111), der ihm am Ende zum Verhängnis wurde. Die Liebe zu fettigem Essen wird im Roman dabei als ein intergenerationelles Fortwirken der Entbehrungen und des Hungers aus der Zeit des stalinistischen Terrors beschrieben (vgl. N: 35).²⁶¹ Sein ungesunder Ernährungsstil hätte schließlich zu einem tödlichen Herzinfarkt geführt (vgl. N: 239), hätte Nelli ihn nicht vorher selbst umgebracht. Auch wenn er die eigene Herkunft durch sein Verhalten leugnete, war es ironischerweise dieses russische Erbe, das ihm schließlich den Tod hätte einbringen können. Der eigenen sozioökonomischen Abstammung aus einfachen, bäuerlichen Verhältnissen konnte er am Ende nicht entkommen, der fast eingetretene Herzinfarkt wirkt wie ein Racheakt an der Negation der eigenen Wurzeln. Sein stetiges Hineinstopfen kann aber genauso als Metapher für sein gieriges Streben nach immer mehr Profit gedeutet werden. Der bevorstehende Tod durch Essen versinnbildlicht somit auch, dass der ungezügelte Aufstiegswille zwangsläufig zum Scheitern verurteilt ist und der eigene Untergang in ihm von vornherein eingeschrieben ist: Wohlstand ist ungleich Glück.²⁶² Dass Kornelius' zerstückelte Leiche am Ende schließlich in der Tiefkühltruhe landet, ist eine zynische Verkehrung der Machtverhältnisse: Der skrupellose Ausnutzer und Einverleiber wird am Ende selbst zur verzehrfertigen Beute.

²⁶¹ Die Essenssymbolik wird in Kapitel 4.2.3 ausführlicher behandelt.

²⁶² Dass Wohlstand nicht einhergeht mit einem erfüllten Leben, wird sinnbildlich auch an einem Rentner vorgeführt, den Rudy während seiner Arbeit als Busfahrer auf sein luxuriöses, 100.000 Euro teures Auto ansprach. Dieses, so erzählt er Rudy, hatte er sich angeschafft, um seine Frau glücklich zu machen. Am Ende stürzt sie jedoch aus diesem und verletzt sich schwer, der Kofferraum lässt sich nicht schließen und die Geräusche des Autos sind unerträglich laut. (vgl. N: 158–160)

Über die Darstellung der sozioökonomischen Verhältnisse der Russlanddeutschen erscheinen die migrantischen Lebenswelten als „paradigmatische Orte der Gesellschaftskritik“²⁶³. Es wird Kritik an den kapitalistischen Verhältnissen der Aufnahmegesellschaft geübt, die in der sozialen Marginalisierung, den prekären ökonomischen Wohn- und Arbeitsbedingungen und dem destruktiven Profitstreben bestehen. Das erhoffte Wohlstandsversprechen bleibt uneingelöst, statt Teilhabe erleben die Russlanddeutschen im Gegenteil sogar einen sozialen Abstieg. Der Sozioökonomie-Diskurs beschränkt sich allerdings nicht allein auf eine Kritik am kapitalistischen Gesellschaftsmodell des Westens. Es wird umgekehrt auch das sozialistische Wirtschaftssystem und seine Mangelwirtschaft negativ beleuchtet und im Gegenzug die westliche Konsumkultur geradezu rauschhaft zelebriert.²⁶⁴

Die bewusste Nennung von Konsummarken wie Disney, McDonald's, C&A, H&M, Hagemeyer, Tchibo, Esprit, S.Oliver, Orsay, Takko, Mix Markt, Yves Rocher, Ariel, Poco Domäne, Thomas Philipps u. a. m. dient als ein solcher Ausweis der Konsumfreude des Migrantenmilieus. Eine ähnliche Funktion erfüllt die Aneinanderreihung zusammenhangloser Gegenstände in endlos erscheinenden Aufzählungen bei der Beschreibung von Supermärkten: „Oder Kaffeefilter oder Muffinformen aus Papier, Autopolitur, Teppiche, Hosen, Socken, Strumpfhosen, Besteck, Kidneybohnen und Laminatreste.“ (N: 145) Die Wohnungen und Häuser der Russlanddeutschen werden als vollgestellt mit Essensvorräten (vgl. N: 52–53) oder Dekorationsgegenständen beschrieben: „Überall sind Dinge in den Schalen, in den Schubladen, kleine Teile, viele Mützen, selbstgestrickt, und Jacken über Jacken.“ (N: 17) In Supermärkten wird massenhaft auf Vorrat gekauft (vgl. N: 52–54). Dass gerade die Einheimischen dabei oft nur wenige Dinge einkaufen, stößt bei Nelli auf Unverständnis: „Wer geht einkaufen, um eine Packung Milch zu holen? Kann man dann nicht auch gleich Eier kaufen?“ (N: 54) Vor allem am Fernsehen zeigt sich ein regelrechter Konsumrausch:

Fernsehen war unser Disneyland [...] Gucken, gucken, gucken nach Jahrzehnten von nichts und Staats-TV. [...] In der Sekunde, in der sie

²⁶³ Hausbacher: Arbeit im Kontext, S. 299.

²⁶⁴ Eine solche ambivalente Verhandlung von Sozioökonomie ist typisch für die deutsch-russische Migrationsliteratur, wie Isterheld aufzeigt, vgl. Isterheld: Die Russen, S. 77.

alle Kanäle geguckt hatten, hatten sie alles aufgesaugt, jede Minute Film, die Hollywood je produziert hatte, alles, was unter dem Namen Disney herausgekommen war. (N: 120–121)

Das Fernsehen liefert dem Migrantenkollektiv dabei nicht allein aus der Sowjetzeit ungekannte Unterhaltung, sondern erweist sich auch als Hilfe in der sozialen Verortung im Aufnahmeland: „Die Talkshows halfen mir zu verstehen, dass auch Hiesige asozial sein konnten. [...] Ich konnte die Talkshows einschalten und fühlte mich besser mit dem Wissen, die da, denen geht es noch schlechter, die sind schlechter dran“ (N: 121).

Die besondere Beziehung der Russlanddeutschen zu Konsumgütern wird im Roman als Folge einerseits der einschneidenden Verlusterfahrungen der Kollektivgeschichte dargestellt: „[W]ir alle horteten. Wir konnten nicht anders. Wir warteten unbewusst auf die nächste Katastrophe, den nächsten Umzug.“ (N: 145) Auf diese Weise wird die Wirkkraft der historischen Traumata verdeutlicht: Sie wirken bis in die Gegenwart und prägen Denken und Handeln auch der Folgegenerationen. Aus der historischen Erfahrung heraus wird ein ganz anderer Umgang mit den Gegenständen gepflegt: Verschwendung gilt es zu vermeiden, weshalb fast schon neurotisch die unterschiedlichsten Dinge gehortet und selbst billiger Mängelware ein Gebrauchswert zugeschrieben wird.

Die Konsumfreude erklärt sich andererseits aber auch aus den Entbehrungen der sowjetischen Mangelwirtschaft. Es wird sich an dauerhaften Mangel erinnert, so beispielsweise an Schrauben, die ein ganzes Jahr nicht zu erwerben waren (vgl. N: 147). Die Verhandlung von Sozioökonomie fällt damit facettenreich aus. Zwar werden deutliche kapitalismuskritische Züge offenbar, doch werden gerade im scharfen Kontrast zum Sowjetsystem die gesicherte Versorgungslage und die Unterhaltungsmöglichkeiten hervorgehoben. Beide Systeme werden damit als „defizitär“²⁶⁵ entlarvt. Die für Einheimische als selbstverständlich erscheinenden Konsummöglichkeiten erfahren durch das russlanddeutsche Kollektiv eine extreme Wertschätzung. Das Erzählen aus der Migrantenperspektive fungiert somit als bewusst gewählte Strategie, um vorzuführen, welches Privileg das Aufwachsen im westlichen Gesellschaftssystem darstellt.

²⁶⁵ Ebd.

4.2.3 Bedeutungsgehalte des Essens

Darstellungen des Alimentären sind in vielen Migrationstexten ein wiederkehrendes Motiv, gelten einige Speisen oder auch Tischsitten schließlich als Ausweis einer bestimmten Kultur. Essen erfüllt in der interkulturellen Literatur dabei eine Vielzahl von unterschiedlichen Funktionen.²⁶⁶ Auch in Elina Penners Roman spielt Essen eine herausragende Rolle, was bereits paratextuell mit dem Titel ‚Nachtbeeren‘ markiert wird. Im Text sind es vor allem zwei Aspekte, die kennzeichnend für die Essensdarstellungen sind: Essen dient zum einen der Distinktion zwischen Eigenem und Fremdem, zum anderen wohnt ihm eine ambivalente Symbolik zwischen Lebens- und Todeszeichen inne.

Über das Essen wird im Roman eine scharfe Trennlinie zwischen der russischen und der deutschen Kultur gezogen. Beide werden in ihrer Andersartigkeit akzentuiert. Auf diese Weise wird die Desintegration des Migrantenkollektivs in der deutschen Gesellschaft aufgezeigt: Sie leben in einer anderen kulturellen Sphäre, die wenig Berührungspunkte mit der deutschen aufweist, mit dieser zuweilen nicht vereinbar scheint. Sinnbildhaft für diese Differenz steht die Haltung der Russlanddeutschen zum deutschen Bienenstich. Schon zu Beginn des Romans erinnert sich Nelli an eine Episode aus ihrer Kindheit, als sie bei einer deutschen Freundin im Garten spielte und kurz im Nachbargrundstück vorbeischaute, das deren Großmutter gehörte (vgl. N: 13–14). Diese saß mit Freundinnen am Tisch und aß Bienenstich. Die Essszene wird als fein und gesittet dargestellt: Es lag „[f]estes Porzellan mit dunkelgrünen Blättern und hellrosa Blumen“ (N: 13) auf dem Tisch. Die Frauen waren „[g]anz leise“ (ebd.), hatten „Sachen an, die fein aussahen“ (ebd.) und „Tücher um den Hals, nicht auf dem Kopf, wie bei uns“ (ebd.). Der Bienenstich war „vom Bäcker“ (ebd.) und für Nelli ein schlichtweg „trockene[[r] Kuchen“ (N: 14). Eine andere Erinnerung an ein typisch deutsches Essen schildert Nelli wie folgt:

Einmal war ich zum Kaffeetrinken bei den Eltern von Jakobs Kindergartenfreund. Es gab wirklich einfach nur Kaffee und Kuchen. Das war's. Nichts Herzhaftes, nicht einmal Brot, um Marmelade zu essen. Nicht nur, dass es nur einen Kuchen gab, er war auch noch vom

²⁶⁶ Für einen Überblick sei auf den Artikel von Lillge und Meyer verwiesen, vgl. Lillge/Meyer: Mahlzeiten.

Bäcker, und die Mutter erzählte das einfach so, als ob es völlig normal wäre, zu einem Bäcker zu gehen und einen Kuchen zu kaufen. Er musste über zehn Euro gekostet haben, da war ich mir sicher. Mehr als zehn Euro für einen lächerlichen Topfkuchen. (N: 57)

Im Kontrast dazu wird Essen in ihrer Familie stets als hausgemacht, üppig und reichvoll beschrieben. Ein gängiges stilistisches Mittel dazu ist die schier endlose Aufzählung verschiedener Speisen, die auf den Tischen serviert werden (vgl. z. B. N: 56). Damit wird die geschmackliche Vielfalt des russischen Essens dargestellt: „Einfache Butterkekse aus einer Packung habe ich noch nie auf diesem Tisch gesehen.“ (ebd.) Zuweilen dominiert regelrechte Völlerei, Essen wird ständig zu allen Anlässen in sich hineingestopft (vgl. z. B. N: 30, 97, 110, 151). Die Beziehung zum Essen unterscheidet sich fundamental: Während die Russlanddeutschen eine enge, emotionale Bindung zum Essen pflegen, wird das Verhältnis der Deutschen zum Essen als kühl und distanziert geschildert. Es ist simpel zubereitet, künstlich und vorgefertigt gekauft. Die fast schon sinnliche Beziehung der Russlanddeutschen zum Essen kommt pointiert in der Beschreibung zweier Tanten Nellis zum Ausdruck, deren Aussuchen und Essen von Süßigkeiten aus einer Schüssel als „Ballett“ (N: 58) beschrieben wird: Das Essen der Süßigkeiten wird als Abfolge kunstvoll orchesterter Bewegungen dargestellt. Selbst das übriggebliebene Papier wird nicht einfach als Abfall angesehen, die Frauen falten daraus stattdessen verspielte Figuren (vgl. ebd.).

Hier lassen sich die Erkenntnisse von Beck übertragen, die Ähnliches für die Gegenüberstellung schweizerischen und serbischen Essens in Melinda Nadj Abonjis Roman *Tauben fliegen auf* feststellte: Es wird eine Opposition zwischen blasser, blutleerer, dafür aber maßvoller und zivilisierter Esskultur einerseits und ursprunghafter, lebendiger und sinnlicher, jedoch auch maßloser und unbeherrschter Esskultur andererseits eröffnet.²⁶⁷

²⁶⁷ Vgl. Beck: Heimat verspeisen, S. 153–155. Beck merkt aber zugleich an, dass mit einer derartigen Schilderung von Esskultur gängige Klischees aufgegriffen und reproduziert werden, die allein den Zweck haben, das Bedürfnis des Lesepublikums nach Exotik zu bedienen (vgl. ebd., S. 155). Auch für *Nachibeeren* könnte man eine derartige Strategie der Selbstexotisierung konstatieren, denn werden mit den Essensdarstellungen im Roman stets nur Differenzen markiert, Essvorlieben und -verhalten aber an keiner Stelle subversiv gebrochen oder als Konstruktion entlarvt.

Dass Nelli den als typisch deutsch empfundenen Bienenstich nicht ausstehen kann und nur mit Mühe hinunterkriegt, ist als Sinnbild für ihre fehlende Identifikation mit der deutschen Kultur zu deuten. Die Inkorporation von Essen steht im übertragenen Sinne nämlich vielfach für die Übernahme von Abstrakta wie Heimat und Zugehörigkeit.²⁶⁸ Auch andere Figuren fremdeln mit deutschen Speisen, so Nellis Mann Kornelius: „Werktags und sonntags will er immer das, was er kennt.“ (N: 111) In einem von Nelli erinnerten Gespräch aus dem russlanddeutschen Kollektiv wird über eine Bekannte, die das traditionelle Gericht Lagman mit Spaghetti statt Glasnudeln kochte, abfällig geurteilt: „Kannst du dir das vorstellen? Unglaublich. War sie sich zu gut für den Mix Markt?“ (ebd.) Auf diese Weise wird die Distanz der Russlanddeutschen gegenüber der deutschen Kultur vorgeführt: Sie weigern sich, sich ihr anzunähern oder diese anzunehmen. Es herrschen Vorbehalte und Skepsis vor, weswegen sich das Migrationskollektiv an die aus der Heimat bekannten Gerichte klammert, denn können nur diese ihnen ein Gefühl von Vertrautheit und Geborgenheit in einem Land geben, das ihnen bisher fremd geblieben ist. Die kulinarischen Vorlieben der Charaktere zeigen somit eine nostalgische Verbundenheit zur russischen Sphäre an, sie fungieren als „letzte Schnittstellen zur zurückgelassenen Heimat“²⁶⁹. Über das Essen wird ein Stück der alten Heimat bewahrt und gegenwärtig gehalten und so schlussendlich versucht, sich seiner selbst zu vergewissern.²⁷⁰ Die Entfremdung mit Deutschland wird nicht zuletzt eindrücklich gezeigt, wenn von den einheimischen Deutschen stets als die ‚Kartoffeln‘ die Rede ist. Die als klassisches Element der deutschen Küche empfundene Kartoffel dient hier dazu, in verdichteter Form die Eigensinnigkeit der deutschen Kultur zu betonen, mit der die Russlanddeutschen im Argen liegen und von der sie sich abzugrenzen versuchen.

Essen erfüllt im Text nicht allein die Funktion eines Distinktionsmarkers, es wird ferner auch mit einer ambivalenten Bedeutung aufgeladen, die es sowohl als Zeichen des Lebens wie auch des Todes ausweist. Im russlanddeutschen Migrationskollektiv wird andauernd gegessen, die Speisen sind kalorienreich und üppig (vgl. N: 30) und die Vorratskammern stets

²⁶⁸ Vgl. Skotak: Konturen des Alimentären, S. 240–241.

²⁶⁹ Ebd., S. 249.

²⁷⁰ Vgl. ebd., S. 236, 250–251 sowie Lillge/Meyer: Mahlzeiten, S. 12.

gefüllt (vgl. N: 52–53). Essen ist hier als „Lob des Diesseits“²⁷¹ zu verstehen, die exzessive Konsumfreude wirkt als Ausgleich für die in der Sowjetunion erlebten Entbehrungen: „Wir müssen Jahre des Hungerns nachfressen. Es gibt keine Sättigung, nur einen vollgefressenen Dämmerzustand.“ (N: 35) Über die Essenssymbolik werden damit die die Geschichte der Russlanddeutschen prägenden Traumata vergegenwärtigt: Die einschneidenden kollektiven Erfahrungen wirken bis in die unmittelbare Gegenwart hinein und prägen die Lebenseinstellungen des Migrantenmilieus. Bis heute leben sie in ständiger Sorge vor einer Verschlechterung ihrer Lage, die Angst vor Gefahren ist omnipräsent. Entsprechend sind sie akribisch darauf bedacht, Vorkehrungen zu treffen: „Die ungeöffneten Kaffeepackungen sind greifbare, spürbare Versicherungen, dass noch genug da ist und niemand hungern wird.“ (N: 53) Über Essenssymbole wird der Traumadiskurs in den Text importiert. Wie schon in Eleonora Hummels *Die Fische von Berlin* erweisen sich die historischen Traumata damit als wiederkehrendes Motiv russlanddeutschen Schreibens. Sie werden als bis in die Gegenwart wirkende und persistente kollektive Erfahrungen geschildert, denen man mit unzulänglichen Bewältigungsstrategien begegnet: Entweder Verdrängung und Verheimlichung oder angstgetriebener Überkompensation in Form von exzessivem Essen.

Auf einer abstrakteren Ebene dient Essen den Figuren im Roman somit dazu, den stets drohenden Tod auszugleichen. Dieses Entkommen aus dem Tod wird vor allem dann deutlich, wenn bei der unmittelbaren Thematisierung von Sterben immer auch Essenssymbole anwesend sind: Auf Begräbnissen wird stets gegessen (vgl. N: 26–27, 73), beim Auffinden von Kornelius‘ zerstückelter Leiche denkt Jakob zunächst ans Essen (vgl. N: 47) und nach Beerdigung dieser ist das erste, was Nellis Bruder Eugen seinen Neffen Jakob fragt: „Gegenüber ist ein Imbiss. Willst du auch was essen?“ (N: 200) Immer wenn die Figuren unmittelbar mit dem Tod konfrontiert sind, versuchen sie, seiner Anwesenheit vorkehrend mit Essen, also der Flucht ins Leben, zu begegnen. Essen dient in diesem Zusammenhang als „Ausgleich für den Tod, er macht ihn erträglicher“²⁷².

Essen stiftet für die Figuren Gemeinschaft: Das sonntägliche Familienessen ist ein festes Ritual, bei denen die Familienbande gestärkt werden,

²⁷¹ Weyer: Kutteln und Wein, S. 89.

²⁷² Michel: Essensdarstellungen in der Migrationsliteratur, S. 147.

indem sich gemeinsam erinnert, das Leben in Deutschland verarbeitet wird und Neuigkeiten ausgetauscht werden (vgl. N: 170–171). In der deutschen Gesellschaft, die abgrenzend dazu als kalt und profitversessen gezeichnet wird, erweist sich dieses gemeinschaftliche Essen als Vergewisserung des gegenseitigen Zusammenhalts. So äußert sich Nelli: „Jeden Sonntag wieder bauten sie mich auf, erst in der Kirche, dann beim Kaffeetrinken. *Ohnse*.“ (N: 172, Herv. i. O.) Essen verheißt somit Leben, es bietet dem russlanddeutschen Kollektiv eine Möglichkeit, sich selbst in der deutschen Gesellschaft zu konstituieren.

Essen trägt nicht zuletzt dazu bei, die Rolle von Nellis *Öma* als Lebensspenderin zu unterstreichen: Ihre mit Zucker geraspelten Möhren waren die einzigen Speisen, die Nelli in ihrer Kindheit gerne aß (vgl. N: 65, 142) und sehnsüchtig erinnert sie sich an die Süßigkeiten, die es bei ihr zu Hause immer gab:

Ich würde mir eine Handvoll Kinder-Schokobons aus *Ömas* Schrank holen, wenn ich jetzt in die Wohnung könnte. Ich würde sie mit Verpackung in den Mund stecken. Das eine Ende würde ich zwischen den Fingern behalten und mit den Zähnen das Schokobon rausziehen. Es flutscht dann aus der Verpackung in den Mund. Sie würden unfassbar gut schmecken, weil sie neu wären. Alte Schokolade schmeckt furchtbar nach Enttäuschung. (N: 228)

Süßigkeiten waren in *Ömas* Wohnung immer in Fülle vorhanden: „Kinder-Schokobons, die Frösche von Haribo und Schokolade. Alle Schokoladensorten, die man sich vorstellen kann.“ (ebd.) Sie sind immer frisch (vgl. ebd.) und es wird ihr reichhaltiger Geschmack geschildert, der für Nelli schlichtweg eine „Erfüllung“ (ebd.) war. Das süße Essen ihrer *Öma* wird somit zum Symbol eines Zustands von Lebendigkeit und Sorglosigkeit, der im Kontrast zu den Alltagsstrapazen innerhalb der restlichen Familie steht und den Nelli inbrünstig herbeisehnt.

Dass Nelli ausgerechnet vor ihrem Zusammenbruch vor der alten Wohnung der *Öma*, der den Wendepunkt hin zur Besserung ihrer Lage markiert, Hunger bekommt (vgl. N: 227), ist ebenso als Ausdruck dieser Sehnsucht nach Leben zu werten: Sie will ihrem als Todeszustand empfundenen Dasein entkommen und sich mit ihrer Lebensrealität versöhnen. Hunger zeigt somit ein Verlangen nach Leben an. Sinnbildlich für die Überwindung des Todeszustands steht schließlich der Schluss des

Romans, als Nelli mit ihrem Sohn Jakob die als ungenießbar empfundene titelgebende Nachtbeere isst: „Ich streue noch mehr Zucker über die Nachtbeeren und gucke zu, wie er sich langsam auflöst. Jetzt kann ich sie essen.“ (N: 246) Die Nachtbeeren fungieren im Roman als Metapher für das russlanddeutsche Dasein. Im Prolog werden all ihre zumeist auch negativen botanischen Eigenschaften aufgezählt, wobei diese im übertragenen Sinne für Eigenheiten der russlanddeutschen Migrationsgruppe stehen, exemplarisch: „So gut angepasst, dass sie nur Wasser und Sonne brauchen, also wachsen sie da am besten, wo keiner guckt, am Rand.“ (N: 8) Indem Nelli am Ende eine mit Zucker bestreute Nachtbeere essen kann, wird ihre Rückkehr ins Leben vollzogen. Sie akzeptiert die Widrigkeiten, die die Nachtbeeren, also die russlanddeutsche Abstammung, mit sich bringt. Herkunft ist eine Bürde, zieht Nelli die Lehre aus ihrer Identitätskrise, erkennt jedoch, dass man auch bittere Zustände mit ausreichend Zucker, womit die Besinnung auf den Halt durch Gemeinschaft und Familie gemeint ist, aushalten kann.

Neben dieser positiven Symbolik wird im Text jedoch auch die Kehrseite des Essens betont. Die Figuren weisen ein gestörtes Verhältnis zum Essen auf, das sich durch Völlerei oder Hungern äußert, womit eine problematische Beziehung der Figuren zu ihrer Lebensrealität in Deutschland markiert wird. Essen steht somit nicht allein für Lebensbewahrung, sondern kann auch in die entgegengesetzte Richtung umschlagen und einen Todeszustand versinnbildlichen. So wird am exzessiven Konsum eine körperliche Deformation der Figuren vorgeführt. Nellis Brüder sind extrem beleibt (vgl. N: 27), die übermäßige Süße führt zum Zahnverlust (vgl. N: 110) und die Mitglieder des Kollektivs leiden an Durchfall, Akne und Blutdruck (vgl. N: 151). Besonders zugespitzt zeigt sich der Selbstschaden durch die Essgewohnheiten an Kornelius: Wie am Ende des Romans offenbart wird, litt er an einer Fettleber, hohen Cholesterinwerten und einer Arterienverkalkung, die letztlich zu einem Herzinfarkt geführt hätten (vgl. N: 239). Das Einverleiben des eigenen, aus der Heimat bekannten Essens steht damit sinnbildlich auch für eine Kritik an der Desintegration des russlanddeutschen Kollektivs: Ein zu starkes Beharren und nostalgisches Pflegen der alten Identität ist in der neuen Heimat Deutschland mit fatalen persönlichen Folgen verbunden. Eine Überfixierung auf die eigene Kultur verhindert ein Zugehen auf die Aufnahmege-

sellschaft: Übertriebenes Bewahren des Alten ist keine produktive Strategie zur Neuverortung, sie mündet stattdessen zwangsläufig in einer krankhaften Selbsterstörung. Sich der neuen Realität zu verweigern und der Nostalgie an eine längst verlorene Heimat anzuhaften, kommt damit einer allmählichen Fahrt in den selbstverschuldeten Tod gleich: Die Figuren ersticken förmlich an dem Hineinstopfen von Insignien der alten russischen Heimat.

Nicht nur das exzessive Essen, sondern auch seine konsequente Ablehnung und das Hungern, wie vor allem an Nelli vorgeführt, sind Symptome eines solchen Todeszustandes. Nelli isst selten etwas, muss Speisen oft regelrecht hinunterzwingen (vgl. N: 110) und erbrach Essen in ihrer Kindheit (vgl. N: 216). Dass sie weder deutsche noch russische Speisen mit großer Vorliebe isst, ist Kennzeichen ihrer Identitätskrise: Sie kann beide Kulturen nicht inkorporieren und verbleibt ohne eindeutige Zugehörigkeit.

Wie Rudtke anmerkt, kann Hungern jedoch auch eine „Kontrollmöglichkeit des Körpers, den Sieg des Willens über ein starkes körperliches Bedürfnis“²⁷³ ausdrücken. Nach dem Tod ihrer Großmutter versucht Nelli, Kontrolle über ihr aus den Fugen geratenes Leben zu wahren. Dieser Zustand der Kontrolle erweist sich jedoch, wie im Kapitel 4.2.1 dargelegt, als metaphorischer Todeszustand. Ihr Hungern ist Ausdruck dafür, Kontrolle über jedes sinnliche Bedürfnis, jedes Zugehen auf einen Zustand des Lebens zu bewahren. Das Leben birgt stets die Gefahr von Enttäuschung und Verlust, weshalb sich Nelli für eine Abkopplung aus dem Leben und das Verbleiben in einem Todeszustand entscheidet. Mit dem Verzicht auf Essen versucht sie jede Sehnsucht nach Leben abzuwehren.

Ein weiterer negativer Aspekt des Alimentären äußert sich auch im Hinblick auf die Beziehung zwischen Nelli und ihrem Mann Kornelius. Die Essenssymbolik trägt in dieser Hinsicht dazu bei, das leidvolle Eheverhältnis als einen Zustand zu inszenieren, der für Nelli weder Lebendigkeit noch Glück, sondern Tod und Schmerz verheißt. Hier sei zunächst auf das „räuberische[] Potential besonders des Fleisch-Essens“²⁷⁴ hinge-

²⁷³ Rudtke: Kulinarische Lektüren, S. 228.

²⁷⁴ Beck: Heimat verspeisen, S. 157, Fußnote 31.

wiesen. Kornelius ernährt sich fast ausschließlich von Fleisch: „[E]igentlich isst er sowieso nur Huhn und Wurst. Und dann eigentlich auch nur Tiefkühl-Huhn mit krosser Kruste, am besten frittiert, nicht aus dem Backofen. Cordon bleu geht auch, und natürlich die kleinen Nuggets. Fleischwurst, am besten angebraten.“ (N: 35–36) Durch seine Fleisch-Vorliebe wird seine Rolle als skrupellose Ausbeuter- und Vampir-Figur markiert: Kornelius ist in räuberischer Manier nur auf Wohlstandsmaximierung und Profitstreben hinaus, ohne dabei auf Leben und Gemeinschaftssinn Acht zu geben. Dass Nelli die zubereiteten Speisen für Kornelius zudem selten schmecken (vgl. N: 111), ist Hinweis auf die mangelnde Emotionalität und Sinnlichkeit in ihrer Beziehung. Daneben könnte über das Essen aber auch ein sexuelles Ausbeutungsverhältnis signalisiert werden. So ist es ausschließlich Nelli, die in der Beziehung die Gerichte zubereitet (vgl. N: 110–111). Solche „Essensdarstellung[en] dienen hier zur Veranschaulichung von Sexualität und Aggression durch ein geschlechtlich kodiertes Bild vom Mann als ungezügelter ‚Genießer‘ und von der Frau als Köchin und sexuelles Objekt“²⁷⁵.

Eindringlich zeigt sich Kornelius' Rolle als Todbringer auch, als am Ende des Romans offenbart wird, welche Speisen bei der Beerdigung der *Öma* aufgetischt wurden: „Kalten Bienenstich, gekauften, das war komisch.“ (N: 244) Nicht zufällig heißt es dabei, dass dieser bei *Öpa* „noch in der Tiefkühltruhe im Keller war“ (N: 245). Dies ist als klarer Verweis auf Kornelius' zerstückelte Leiche in Nellis Tiefkühltruhe zu werten. Durch den Bienenstich wird metaphorisch Nellis Verfall in den Todeszustand angezeigt: Das Ableben der *Öma* markierte den Einzug von Kornelius als Nellis neuen vermeintlichen Ankerpunkt, mit dem sie ihr Leben ordnen wollte. Die Gleichsetzung von Kornelius mit dem Bienenstich versinnbildlicht seine zunehmende Entfremdung mit dem russlanddeutschen Kollektiv und seine Anpassung an das Wohlstandsstreben der deutschen Einheimischen. Kornelius trat als die Verkörperung eines Deutschseins auf, das für die Russlanddeutschen als schädlich für den Gemeinschaftssinn empfunden wurde. So wie das Leben mit Kornelius ungenießbar war, so war es auch der Bienenstich auf der Beerdigung: „[D]en hat man kaum runtergekriegt, und wir mussten alle was mitnehmen, weil kaum

²⁷⁵ Michel: Essensdarstellungen in der Migrationsliteratur, S. 148.

einer gegessen hat.“ (ebd.) Kornelius' Leiche zu beerdigen liest sich folglich als Akt, den Bienenstich nun Jahre später stellvertretend zu entsorgen und sich aus diesem Todeszustand zu befreien.

4.2.4 Zwischenfazit

Der kontrastive Vergleich hat gezeigt: Trotz der Verarbeitung eines anderen Zeitpunktes der Auswanderung unterscheiden sich die verwendeten ästhetischen Verfahren nicht grundlegend. Auch *Nachtbeeren* bedient sich temporaler Verschachtelung, einer ähnlichen Figurenkonstellation mit der Großelterngeneration im Mittelpunkt, stellt Entfremdungs- und Diskriminierungserfahrungen dar, verhandelt Fragen von Identität und verwendet auf vielfältige Weise Todessymboliken zur Inszenierung von Lebenskrisen. Auch über das Essen, was auf den ersten Blick als eine Innovation im Vergleich beider Poetiken gedeutet werden kann, werden altbekannte Motive verhandelt: Trauma, Zugehörigkeit, Identität und Lebens- und Todeszustände. Die poetischen Strategien werden allenfalls unter umgekehrten Vorzeichen entfaltet: Es ist nun die deutsche Sphäre, die als Raum der negativen Erfahrungen fungiert. Damit wird das noch in *Die Fische von Berlin* gepflegte Deutschlandbild von der verlorenen Heimat und dem Ort der Freiheit dekonstruiert. Die Darstellung Deutschlands fällt nun nuancierter aus, was sich vor allem in der Verhandlung von Sozioökonomie zeigt: Marginalisierung und sozialer Abstieg wird angeprangert, zugleich aber auch der Wohlstand und Überfluss im Vergleich zur Mangelwirtschaft des Sowjetsystems gutgeheißen. Aufgrund der Entfremdungserfahrungen sowohl in Deutschland als auch in Russland werden in *Nachtbeeren* nun jedoch neue Referenzpunkte der Identitätsbildung und Heimatfindung gesucht: Die abstrakten Kategorien ‚deutsch‘ und ‚russisch‘ scheinen suspendiert, stattdessen wird vor allem die Familie und die Gemeinschaft als einziger verlässlicher Identitätsanker entdeckt. *Nachtbeeren* führt also vor, dass auch die Migration einen lebensverändernden Einschnitt für die Russlanddeutschen darstellt. Sie wird in eine Kontinuität ständiger Brüche gestellt, die die prägende Konstante der russlanddeutschen Historie darzustellen scheint. Ähnlich wie *Die Fische von Berlin* inszeniert *Nachtbeeren* das russlanddeutsche Dasein

damit als eine prekäre Existenz, die sich wiederholenden Traumata ausgesetzt sieht und die auf die Frage nach der Heimat immer nur vorläufige Antworten geben kann.

5. Vergleich und Zusammenfassung

Gibt es eine russlanddeutsche Poetik der Migration? Diese Frage stand am Anfang der vorliegenden Untersuchung. Nach Analyse zweier einschlägiger Werke kann behauptet werden: Bei der Verarbeitung spezifisch russlanddeutscher Migrationserfahrungen wird tatsächlich auf überindividuelle literarästhetische Strategien zurückgegriffen. Die wesentlichen Charakteristika sollen im Folgenden zusammenfassend dargelegt werden.

Bei den Figuren handelt es sich um Sucher oder genauer: Sucherinnen, denn bestätigt sich die große Dominanz des Weiblichen, wie sie auch schon die Forschung herausgearbeitet hat. Geprägt durch die russische wie auch deutsche Sphäre, sind die Protagonistinnen hybride Figuren, denen die schwierige Aufgabe zukommt, sich zwischen diesen zwei kulturellen Polen zu verorten. Diese Ausverhandlung von Identität und Zugehörigkeit gestaltet sich als immerwährende Suche, bei der aus einer Vielzahl von nebeneinander liegenden Erinnerungen, Erfahrungen, Sprachen und Diskursen ein eigenes Selbstbild konstituiert werden muss. Eine herausragende Stellung für die Identitätsbildung nimmt dabei die Vergangenheit ein: Aus der eigenen Kollektivgeschichte mit ihren zahlreichen Brüchen wird versucht, Schlüsse auf die Identität in der Gegenwart zu ziehen. Entsprechend sind Großelternfiguren von großer Bedeutung. Sie sind entweder der direkte Zugang zu dieser Vergangenheit, wie im Fall Eduard Bachmeiers, oder eine Lebensstütze, die eine Gelingensformel für ein Leben voller Entbehrungen, wie Nellis *Öma*, repräsentieren. Zugang zur Vergangenheit erfolgt daneben über das Medium der Erinnerung. Das sich Erinnern, ob im Zwiegespräch zwischen Alina und Eduard oder beim sonntäglichen Kaffeetrinken in Nellis Familie, wird zum bedeutenden Motiv beider Texte. Wie Erinnerungen funktionieren, ihr identitätsstiftendes Potential, aber auch ihre Unzuverlässigkeit und ihr Konstruktcharakter sind Themen, die in beiden Romanen verhandelt werden.

Auf ihrer Suche nach ihrem Platz zwischen den Kulturen verharren die Protagonistinnen in Extremzuständen. Alina befindet sich im fortwährenden Transit, ein Zustand des Dazwischen, der zwar für die Erfahrung der Heimatlosigkeit und Entwurzelung sorgt, zugleich aber zur produk-

tiven Auseinandersetzung mit der eigenen Identität anregt. Nellis Situation hingegen lässt sich als metaphorischer Todeszustand beschreiben. Die Verwirrung um ihre Zugehörigkeit und die Schwierigkeiten der Migration lösen eine Identitätskrise aus, die sie mit übermäßiger Kontrolle und festen Strukturen zu kompensieren versucht. Doch auch die Schwelle zum Tod erweist sich als produktiv, als dass sie über ihre Identität reflektiert und in der Überwindung ihres Migrationstraumas ins Leben zurückkehren kann.

Die Unabgeschlossenheit des Selbstfindungsprozesses spiegelt sich auch in der formalen Ausgestaltung. Die Linearität wird aufgebrochen und Zeitebenen miteinander verschachtelt. In *Nachtbeeren* erfolgt dies um einiges intensiver: Hier ist es eine Polyphonie aus Stimmen, Erinnerungen, Sprachen und Intertexten, die das Chaos und die Schwierigkeit der Identitätssuche versinnbildlichen.

Eine Strategie beider Romane ist es, die Erfahrungen verschiedener Generationen miteinander zu verknüpfen oder zu parallelisieren und so eine Kontinuität der russlanddeutschen Kollektivgeschichte zu inszenieren. Zu diesen intergenerationellen Konstanten zählt allen voran das Trauma der Deportationen, des Gulags und der Zwangsarbeit. Die traumatischen Ereignisse der Großelterngeneration wirken über Generationen hinweg, was sich an unzulänglichen Bewältigungsstrategien zeigt: Die Figuren verdrängen und verheimlichen die Ereignisse des Zweiten Weltkriegs, wie in *Die Fische von Berlin* gezeigt, oder leiden an Verlustängsten, die sie mit ständigem Horten und übermäßigem Essen zu kompensieren versuchen, wie in *Nachtbeeren* vorgeführt.

Als weitere intergenerationelle Konstante erweist sich die Erfahrung von Alterität und Entfremdung: Die Russlanddeutschen empfanden sich in beiden Sphären als das ‚Andere‘, das nicht konform mit der Gesamtgesellschaft ging und Diskriminierung, Repressionen und Gewalt erfuhr. Am dramatischsten wird dies bei der Großelterngeneration geschildert: Ihre ethnische Abstammung war für die Sowjetbehörden Anlass zu systematischer Verfolgung, Deportation, Zwangsarbeit und Straflager. Die Diskriminierungserfahrung setzt sich jedoch auch in den Nachfolgegenerationen fort, wo das Deutsch-Sein als Stigma erlebt wird und Anlass zu Schikane und Herablassungen gibt. Die Migration nach Deutschland

bessert die Verhältnisse nicht, wie in *Nachtbeeren* aufgezeigt: Den Einwanderern wird abgesprochen, genuin deutsch zu sein, stattdessen werden sie als Russen wahrgenommen. Die Russlanddeutschen werden in beiden Romanen somit als Außenseiter, als ewig drangsalierte und marginalisierte Figuren gezeichnet. Sowohl im Osten wie im Westen fristen sie ein Dasein in der Peripherie: In der Sowjetunion/Russland ist es zum einen das etablierte Siegenarrativ, das ihnen einen Platz in der Erinnerungskultur verwehrt, in Deutschland hingegen stoßen sie auf ein Desinteresse für ihre Geschichte und Erfahrungen und ordnen sich unauffällig unter. Damit machen beide Texte auf eine historische Ungerechtigkeit aufmerksam, das Schreiben über Russlanddeutsche erhält somit eine gesellschaftspolitische Dimension: Marginalisierte Gruppen werden aus der Peripherie in das Zentrum gestellt, unbekannte Diskurse werden offengelegt und überholte Geschichtsnarrative erfahren eine Korrektur.

Weitere generationenübergreifende Erfahrungen sind das Gefühl der Entwurzelung und der Heimatlosigkeit. Von Enttäuschungen sowohl in der Sowjetunion/in Russland als auch in Deutschland geprägt, fühlen sich die Figuren aller Generationen nicht sesshaft und sehnen sich nach einem Ankommen in der wahrhaften Heimat. Jede Generation entwickelt dabei seine eigenen Heimatkonzepte: Für Eduard Bachmeier ist es ein unerfüllt gebliebenes glückliches Eheleben in Berlin, für Alinas Vater Albert ist Deutschland als Ort ethnischer Zugehörigkeit, der eigenen Wurzeln und der Freiheit Sinnbild von Heimat, für Irma wiederum spielt Vergangenheit für die Suche nach Heimat keine Rolle, sie fühlt sich entsprechend in der Sowjetunion zugehörig, die Mennoniten in *Nachtbeeren* hingegen entdecken das zwanglose Farmerleben in der Karibik als Endstation ihrer ewigen Reise oder entwickeln nostalgische Gefühle für Russland, für Nelli werden nach ihrer Bekehrung transzendente Kategorien wie der Himmel neue Sehnsuchtsziele. Viele dieser Heimatvorstellungen werden als illusorische Konstrukte und Utopien enttarnt und erfahren eine Anpassung: Alina gelangt zu der Erkenntnis, dass die ideale Heimat nicht existiert und man sich mit den kleinen Resultaten der Heimatsuche, den Fischen und nicht dem See, zufrieden geben muss. Nelli wiederum stellt schlussendlich fest, dass in einem russlanddeutschen Leben voller Brüche und Unklarheiten Heimat nicht an einen Ort gebunden ist, sondern allein die Familie ihr das Gefühl von Zugehörigkeit und Anerkennung verleihen kann.

Die ewige Suche nach Heimat und das Gefühl der Entwurzelung bedingen eine weitere intergenerationelle Konstante: Ständige Bewegung. Das russlanddeutsche Leben wird inszeniert als eines in unaufhörlicher Mobilität. Stets zwischen den räumlichen Polen Deutschland und Russland oszillierend, verkommt die russlanddeutsche Existenz über Generationen zu einer immerwährenden Reise ohne wirkliches Ankommen. Ob die Deportationen, die Umzüge innerhalb der Sowjetunion, die Migration nach Deutschland oder die Weiterreise ins karibische Exil, für alle Generationen erweist sich Sesshaftigkeit immerzu als vorläufig. Bewegung und Transit werden zum eigentlichen Daseinszustand, der erbrachte Selbstverortungen immer wieder überwirft und stets aufs Neue Identitätsverhandlungen anstößt.

In der vergleichenden Gegenüberstellung beider Romane zeigen sich somit eine ganze Reihe von ähnlichen literarästhetischen Strategien, wiederkehrenden Motiven und inhaltlichen Ausgestaltungen. Im Interesse dieser Arbeit lag jedoch auch die Frage, ob sich Unterschiede zeigen, die der Verarbeitung des Zeitpunktes der Migration geschuldet sind. Auch diese Frage kann bejaht werden, auch wenn die Unterschiede sich nur auf einige wenige Aspekte beschränken.

Der größte Unterschied betrifft das Deutschland- und Russlandbild. Russland beziehungsweise die Sowjetunion werden in *Die Fische von Berlin* überwiegend negativ gezeichnet, es erscheint als Raum von Gewalt, Tod und Unfreiheit und wird als abstrakter Antagonist inszeniert, der die Russlanddeutschen von ihrem individuellen Glück stets abhält und den es auf der Suche nach Heimat und Sesshaftigkeit zu überwinden gilt. Das Deutschlandbild ist fast durchgehend positiv besetzt, für die Figuren stellt Deutschland einen Sehnsuchtsort dar, in dem das Ende des Generationen andauernden Leides erreicht werden kann. In *Nachtbeeren* fällt die Inszenierung beider Räume nuancierter aus. Die Russlanddeutschen wurden mit der harten Realität des Migrantentags konfrontiert: Deutschland ist nicht das erhoffte Paradies, sondern hält vor allem sozioökonomische Benachteiligungen für die Einwanderer bereit. Sie müssen einen sozialen Abstieg hinnehmen, der sich in niedrigqualifizierten Berufen, prekärer Wohnsituation und Armut äußert. Russland derweil erfährt eine nostalgische Aufladung, es ist der Raum, aus dem sich Erinnerungen speisen, die beim sonntäglichen Kaffeetrinken geteilt werden. Anders als in *Die*

Fische von Berlin verbleibt *Nachtbeeren* allerdings nicht in einer einseitigen, binären Gegenüberstellung. So werden die Traumata und Entbehrungen aus dem Zweiten Weltkrieg nicht verschwiegen, ebenso wird Kritik an der Mangelwirtschaft des Sozialismus geübt. Das kapitalistische westliche System bietet den Russlanddeutschen hingegen ungeahnte Konsum- und Unterhaltungsmöglichkeiten, die das Kollektiv geradezu rauschhaft auskostet.

Als weiterer Unterschied kann die große Bedeutung der Essenssymbolik angeführt werden. Essen weist in *Nachtbeeren* vielschichtige Symbolgehalte auf, es tritt als Distinktionsmarker, als Zeichen des Lebens wie auch des Todes auf. Dass es gerade zum Zeitpunkt nach der Migration eine so herausragende Stellung für die literarästhetische Verarbeitung einnimmt, kann daran liegen, dass der völlige Neubeginn nach der Migration nach Deutschland nach besonderen kulturellen Stützen verlangt. Die Russlanddeutschen scheinen in erhöhtem Maße für kulturelle Codes sensibilisiert zu sein, zu denen das Essen genauso zählt wie die Nennung von typisch deutschen und russischen Fernsehsendungen, Konsummarken oder Redewendungen im Roman, über die sie versuchen, sich ihrer Identität und Zugehörigkeit selbstzuvergewissern und eine Selbstpositionierung vorzunehmen. Indem das Essen aber auch Diskurse über Trauma, Alterität und Identität in den Text verwebt, offenbaren sich wieder Parallelen zu Motiven, die auch in *Die Fische von Berlin* eine Rolle spielten. Elemente des Alimentären werden damit zu Diskursmarkern, über die in hochverdichteter symbolischer Form typisch russlanddeutsche Themen ausverhandelt werden. In dieser Gestalt des Diskursmarkers ähneln sie am ehesten noch den Dingen in *Die Fische von Berlin*, wie dem Messer, dem Foto mit der Aufschrift *Igarka, 1956* oder den titelgebenden Fischen, die symbolhaft für Erinnerungen und Trauma stehen.

In der vergleichenden Zusammenschau bestätigen sich damit viele Befunde, die auch schon die Forschung als typische Charakteristika einer Poetik der Migration der russlanddeutschen Literatur erarbeitet hat. Man kann daher zurecht von zwei programmatischen Texten nicht nur der russlanddeutschen, sondern auch der deutsch-russischen Migrationsliteratur im Allgemeinen sprechen. Teigtaschen, Trauma und Transit scheinen, zugespitzt formuliert, die wesentlichen Koordinaten zu sein, zwischen denen sich eine Poetik der russlanddeutschen Migration entfaltet.

Eindrücklich offenbart sich im Vergleich zudem die die Geschichte der Russlanddeutschen prägende Erfahrung der doppelten Fremdheit: Ihre Literatur ist eine des Dazwischen, das von sich wechselnden Bindungen zu den Räumen Deutschland und Russland geprägt ist und in der sich das Gefühl einer ewigen Heimatlosigkeit artikuliert.

Diese Arbeit kann dennoch nur einen kleinen Schritt zur Erforschung russlanddeutscher Literatur leisten. Für fundiertere Ergebnisse muss der Textkorpus um weitere russlanddeutsche Texte erweitert werden. Angesichts der wenigen erfolgreichen Buchpublikationen auf dem deutschen Literaturmarkt sollte hierzu vor allem auf Veröffentlichungen der Landsmannschaften und Autorenkreise der Russlanddeutschen oder auf Archivbestände zurückgegriffen werden. Dies kann eine mühselige Arbeit darstellen, doch kann auf diese Weise ein vielfältigeres Bild der literarischen Verarbeitung von Migrationserfahrungen offengelegt werden, das aufgrund der Selbstabschottung vieler russlanddeutscher Autoren bisher wenig zum Tragen kam. Auch sonst weist die russlanddeutsche Literatur noch viele Forschungslücken auf: Vor allem ihre Literatur aus der Sowjetzeit, gerade auch die inoffizielle, unveröffentlichte ist bisher nahezu unbearbeitet. Eine Erforschung dieser kann helfen, die Literaturgeschichte der Russlanddeutschen zu vervollständigen und Kontinuitäten in Bezug auf Poetik, Motive und Inhalte herauszuarbeiten. So wie die Russlanddeutschen Jahrzehnte nach ihrer Einwanderung in Deutschland angekommen sind, muss selbiges nun auch für ihre Literatur gelten: Sie muss endlich ankommen als gleichberechtigter Teil der Erforschung von Migrationsliteratur.

Siglenverzeichnis

F = Hummel, Eleonora: Die Fische von Berlin. Göttingen: Steidl 2005.

N = Penner, Elina: Nachtbeeren. Berlin: Aufbau 2022.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur (analysiert)

Hummel, Eleonora: Die Fische von Berlin. Göttingen: Steidl 2005.

Penner, Elina: Nachtbeeren. Berlin: Aufbau 2022.

Primärliteratur (erwähnt)

Abonji, Melinda Nadj: Tauben fliegen auf. Salzburg: Jung und Jung 2010.

Bronsky, Alina: Scherbenpark. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2008.

Funk, Viktor: Bienenstich. Berlin: Verbrecher Verlag 2023.

Gorelik, Lena: Meine weißen Nächte. München: Graf 2004.

Grjasnowa, Olga: Der Russe ist einer, der Birken liebt. München: Hanser 2012.

Hummel, Eleonora: Die Venus im Fenster. Göttingen: Steidl 2009.

Kaminer, Wladimir: Russendisko. München: Goldmann 2000.

Stanišić, Saša: Herkunft. München: Luchterhand 2019.

Sekundärliteratur

Ackermann, Irmgard und Harald Weinrich (Hg.): Eine nicht nur deutsche Literatur. Zur Standortbestimmung der ‚Ausländerliteratur‘. München: Piper 1986 (=Piper 589).

Ackermann, Irmgard: Die Osterweiterung in der deutschsprachigen ‚MigrantInnenliteratur‘ vor und nach der Wende. In: Michaela Bürger-Koftis (Hg.): Eine Sprache – viele Horizonte. Die Osterweiterung der deutschsprachigen Literatur. Porträts einer neuen europäischen Generation. Wien: Praesens 2008, S. 13–22.

Augé, Marc: Nicht-Orte. Übersetzt von Michael Bischoff. 2. Auflage. München: C. H. Beck 2011.

- Aumüller, Matthias: Migration und Literatur. Überlegungen zum motiv- und gattungsbildenden Potenzial des Migrationsbegriffs als Bestandteil des Kompositums ‚Migrationsliteratur‘. In: Matthias Aumüller und Weertje Willms (Hg.): Migration und Gegenwartsliteratur. Der Beitrag von Autorinnen und Autoren osteuropäischer Herkunft zur literarischen Kultur im deutschsprachigen Raum. Boston: BRILL 2020 (=Kulturtransfer und ‚Kulturelle Identität‘ 5), S. 3–23.
- Beck, Laura: Ein Stück Heimat verspeisen? Zum Verhältnis von Nahrung und Herkunft bei Melinda Nadj Abonji, Saša Stanišić und Alina Bronsky. In: Axel Dunker, Jan Gerstner und Julian Osthues (Hg.): ‚Migrationsvordergrund‘ – ‚Provinzhintergrund‘. Deutschsprachige Literatur osteuropäischer Herkunft. Boston: BRILL 2021 (=Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 94), S. 147–165.
- Behravesch, Monika: Migration und Erinnerung in der deutschsprachigen interkulturellen Literatur. Bielefeld: Aisthesis 2017 (=Figurationen des Anderen 4).
- Belger, Herold: Rußlanddeutsche Schriftsteller. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Biographien und Werkübersichten. Ins Deutsche übersetzt und ergänzt von Erika Voigt. Berlin: Edition Ost 1999.
- Biondi, Franco und Rafik Schami: Literatur der Betroffenheit. Bemerkungen zur Gastarbeiterliteratur. In: Christian Schaffnicht (Hg.): Zu Hause in der Fremde. Ein bundesdeutsches Ausländer-Lesebuch. Fischerhude: Atelier im Bauhaus 1981 (=Fischerhuder Texte 44), S. 124–135.
- Blum-Barth, Natalia: Deutsch-russische Literatur. Ein Überblick. In: Jahrbuch für internationale Germanistik 50 (2018), Nr. 1, S. 181–195.
- Blum-Barth, Natalia: ‚Denkfiguren‘ und Grenzanalysen in der deutsch-russischen Literatur. In: Nuova Biblioteca Europea 1 (2020), S. 157–179.

- Boldt, Katharina und Ilpo Tapani Piirainen: Literatur der Rußlanddeutschen. Essen: Die blaue Eule 1997 (=Kultur der Deutschen im Ausland 4).
- Brylla, Wolfgang: Eleonora Hummels Roman *Die Fische von Berlin* im Blickpunkt narratologischer Erinnerungsinzenierung. In: Germanica Wratislaviensia 136 (2012), S. 9–23.
- Chiellino, Carmine Gino (Hg.): Interkulturelle Literatur in Deutschland. Ein Handbuch. Stuttgart: Metzler 2000.
- Codina, Núria: Transiträume in den Romanen Emine Sevgi Özdamars und Feridun Zaimoğlu. In: Sabine Egger, Withold Bonner und Ernest W. B. Hess-Lüttich (Hg.): Transiträume und transitorische Begegnungen in Literatur, Theater und Film. Frankfurt am Main: Peter Lang 2017 (=Cross Cultural Communication 31), S. 33–46.
- Dalos, György: Geschichte der Russlanddeutschen. Von Katharina der Großen bis zur Gegenwart. Übersetzt von Elsbeth Zylla. München: C. H. Beck 2014.
- de Certeau, Michel: Kunst des Handelns. Übersetzt von Ronald Voullié. Berlin: Merve 1988 (=Internationaler Merve-Diskurs 140).
- Deleuze, Gilles und Félix Guattari: Kafka. Für eine kleine Literatur. Übersetzt von Burkhart Kroeber. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976 (=Edition Suhrkamp 807).
- Dietz, Barbara: Zwischen Anpassung und Autonomie. Rußlanddeutsche in der vormaligen Sowjetunion und in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin: Duncker & Humblot 1995 (=Veröffentlichungen des Osteuropa-Institutes München/Reihe Wirtschaft und Gesellschaft 22).
- Dörr, Volker C.: Deutschsprachige Migrantenliteratur. Von Gastarbeitern zu Kanakstas, von der Interkulturalität zur Hybridität. In: Karin Hoff (Hg.): Literatur der Migration – Migration der Literatur. Frankfurt am Main: Peter Lang 2008 (=Texte und Untersuchungen zur Germanistik und Skandinavistik 57), S. 17–34.

- Engel-Braunschmidt, Annelore: Literatur der Rußlanddeutschen. In: Carmine Gino Chiellino (Hg.): Interkulturelle Literatur in Deutschland. Ein Handbuch. Stuttgart: Metzler 2000, S. 153–165.
- Esselborn, Karl: Neue Zugänge zur inter/transkulturellen deutschsprachigen Literatur. In: Helmut Schmitz und Terry Albrecht (Hg.): Von der nationalen zur internationalen Literatur. Transkulturelle deutschsprachige Literatur und Kultur im Zeitalter globaler Migration. Amsterdam/New York: Rodopi 2009 (=Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 69), S. 43–58.
- Fröschle, Hartmut: Nach der Zeit des Schweigens. Wolgadeutsche Autoren in rußlanddeutschen Anthologien. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik 2006 (2006), Nr. 2, S. 81–103.
- Fröschle, Hartmut: Die Wolga-Thematik in der rußlanddeutschen Literatur der letzten Jahrzehnte: von Victor Klein und Dominik Hollmann zu Viktor Heinz. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik 2009 (2009), Nr. 1, S. 77–99.
- Gansel, Carsten (Hg.): Literatur der Russlanddeutschen und Erinnerung. Berlin: Okapi 2019 (=Edition Gegenwart – Beiträge zur neuesten deutschsprachigen Literatur und Kultur 1).
- Gansel, Carsten: Das Vergangene erinnern – Russlanddeutsche Literatur vor und nach 1989 (Einleitung). In: Carsten Gansel (Hg.): Literatur der Russlanddeutschen und Erinnerung. Berlin: Okapi 2019 (=Edition Gegenwart – Beiträge zur neuesten deutschsprachigen Literatur und Kultur 1), S. 17–31.
- Gebhard, Lilli: Identitätskonstruktionen, Fremdheit und Religiosität in der Literatur russlanddeutscher Mennoniten. In: Kornelius Ens, Jannis Panagiotidis und Hans-Christian Petersen (Hg.): Diktatur – Mensch – System. Russlanddeutsche Erfahrungen und Erinnerungen. Boston: BRILL 2023 (=Interdisziplinäre Beiträge zur Geschichte und Migration der Russlanddeutschen 1), S. 153–167.
- Graf von Nayhauss, Hans Christoph: Aspekte rußlanddeutscher Literatur nach 1990. In: Manfred Durzak und Nilüfer Kuruyazıcı (Hg.): Die ‚andere‘ deutsche Literatur. Istanbul Vorträge. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004, S. 181–193.

- Haines, Brigid: Introduction: The Eastern European Turn in Contemporary German-Language Literature. In: *German Life and Letters* 68 (2015), Nr. 2, S. 145–153.
- Hausbacher, Eva: *Poetik der Migration. Transnationale Schreibweisen in der zeitgenössischen russischen Literatur*. Tübingen: Stauffenburg 2009 (=Studien zur Inter- und Multikultur 25).
- Hausbacher, Eva: *Erinnerungstopographien und Listenpoetik in der deutsch-russischen Gegenwartsliteratur*. In: Carsten Gansel (Hg.): *Deutschland, Russland: Topographien einer literarischen Beziehungsgeschichte*. Berlin: Verbrecher Verlag 2020, S. 385–406.
- Hausbacher, Eva: *Darstellungen von Arbeit im Kontext migrantischer Kindheit. Zeitgenössische Prosa deutsch-russischer AutorInnen*. In: Caroline Roeder und Christine Lötscher (Hg.): *Das ganze Leben – Repräsentationen von Arbeit in Texten über Kindheit und Jugend*. Berlin: J. B. Metzler 2022 (=Studien zu Kinder- und Jugendliteratur und -medien 12), S. 287–300.
- Hofmann, Michael und Iulia-Karin Patrut: *Einführung in die interkulturelle Literatur*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2015 (=Einführungen Germanistik).
- Ipsen-Peitzmeier, Sabine und Markus Kaiser (Hg.): *Zuhause fremd. Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland*. Bielefeld: transcript 2006 (=bibliotheca eurasica 3).
- Isterheld, Nora: *„In der Zugluft Europas“*. Zur deutschsprachigen Literatur russischstämmiger AutorInnen. Bamberg: University of Bamberg Press 2017 (=Bamberger Studien zu Literatur, Kultur und Medien 18).
- Isterheld, Nora: *Die Russen sind wieder da! Wie russischstämmige AutorInnen den deutschsprachigen Literaturbetrieb erobern*. In: Matthias Aumüller und Weertje Willms (Hg.): *Migration und Gegenwartsliteratur. Der Beitrag von Autorinnen und Autoren osteuropäischer Herkunft zur literarischen Kultur im deutschsprachigen Raum*. Boston: BRILL 2020 (=Kulturtransfer und ‚kulturelle Identität‘ 5), S. 71–87.

- Jänchen, Annabelle: Die dritte Stimme. Migration in der jüngeren deutschsprachigen Literatur. Baden-Baden: Tectum 2019.
- Keiner, Sabine: Von der Gastarbeiterliteratur zur Migranten- und Migrationsliteratur – literaturwissenschaftliche Kategorien in der Krise? In: Sprache und Literatur 30 (1999), Nr. 1, S. 3–14.
- Kirjuchina, Ljubow: Sowjetdeutsche Lyrik (1941–1989). Zu den Themen ‚Muttersprache‘ und ‚Heimat‘ als narrativer Identitätsakt. Wiesbaden: Harrassowitz 2000 (=Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund 29).
- Krieger, Viktor: Kolonisten, Sowjetdeutsche, Aussiedler. Eine Geschichte der Russlanddeutschen. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung 2015 (=Schriftenreihe 1631).
- Landmannschaft der Deutschen aus Russland: Volk auf dem Weg. <https://lmdr.de/vadw/>, zuletzt aufgerufen am 07.08.2024.
- Lillge, Claudia und Anne-Rose Meyer: Interkulturelle Dimensionen von Mahlzeiten. In: Claudia Lillge und Anne-Rose Meyer (Hg.): Interkulturelle Mahlzeiten. Kulinarische Begegnungen und Kommunikation in der Literatur. Bielefeld: transcript 2008 (=Kultur- und Medientheorie), S. 11–24.
- Maffli, Stéphane: Bemerkungen zum Begriff der Migrationsliteratur am Beispiel von Melinda Nadj Abonjis Roman *Tauben fliegen auf*. In: Hans W. Giessen und Christian Rink (Hg.): Migration in Deutschland und Europa im Spiegel der Literatur. Interkulturalität – Multikulturalität – Transkulturalität. Berlin: Frank & Timme 2017 (=Literaturwissenschaft 64), S. 97–110.
- Meixner, Andrea: Zwischen Ost-West-Reise und Entwicklungsroman? Zum Potential der so genannten Migrationsliteratur. In: Renata Cornejo, Sławomir Piontek, Izabela Sellmer und Sandra Vlasta (Hg.): Wie viele Sprachen spricht die Literatur? Deutschsprachige Gegenwartsliteratur aus Mittel- und Osteuropa. Wien: Praesens 2014, S. 37–54.
- Mevisen, Sofie Friederike: Gewaltgeschichte im Familiengedächtnis. Narrative Identität in Ingeborg Bachmanns *Todesarten*-Projekt

- und im Generationenroman der Gegenwart. Würzburg: Königshausen & Neumann 2021.
- Mevissen, Sofie Friederike: Russlanddeutsche Diktaturerfahrung im Familiengedächtnis. Eleonora Hummels Romane *Die Fische von Berlin* (2005) und *Die Venus im Fenster* (2009). In: Kornelius Ens, Jannis Panagiotidis und Hans-Christian Petersen (Hg.): Diktatur – Mensch – System. Russlanddeutsche Erfahrungen und Erinnerungen. Boston: BRILL 2023 (=Interdisziplinäre Beiträge zur Geschichte und Migration der Russlanddeutschen 1), S. 153–167.
- Mevissen, Sofie Friederike: Kinderperspektiven im postsowjetischen deutschsprachigen Generationenroman bei Eleonora Hummel, Marina Frenk und Nino Haratischwili. In: Oxane Leingang und Klaus Schenk (Hg.): Ost-westlicher Kulturtransfer in der deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2023, S. 181–193.
- Mevissen, Sofie Friederike: Russlanddeutsche Literatur. <https://www.bpb.de/themen/migration-integration/russlanddeutsche/276948/russlanddeutsche-literatur/>, zuletzt aufgerufen am 07.08.2024.
- Michel, Sara: Identitätskonstruktionen und Essensdarstellungen in der Migrationsliteratur am Beispiel von Aglaja Veteranyis Roman *Warum das Kind in der Polenta kocht* und Saša Stanišićs *Wie der Soldat das Grammophon repariert*. In: *Germanica* 57 (2015), S. 139–157.
- Moritz, Annette: Lexikon der rußlanddeutschen Literatur. Essen: Klartext-Verlag 2004 (=Forschungen zur Geschichte und Kultur der Rußlanddeutschen 12).
- Pacyniak, Jolanta und Anna Pastuszka: Einleitung. In: Jolanta Pacyniak und Anna Pastuszka (Hg.): Zwischen Orten, Zeiten und Kulturen. Zum Transitorischen in der Literatur. Frankfurt am Main: Peter Lang 2016 (=Lubliner Beiträge zur Germanistik und Angewandten Linguistik 5), S. 9–16.

- Panagiotidis, Jannis: Postsowjetische Migration in Deutschland. Eine Einführung. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung 2021 (=Schriftenreihe 10744).
- Parry, Christoph: Europas transkulturelle Literaturen. Das Ende der Nationalliteratur? In: Hans W. Giessen und Christian Rink (Hg.): Migration in Deutschland und Europa im Spiegel der Literatur. Interkulturalität – Multikulturalität – Transkulturalität. Berlin: Frank & Timme 2017 (=Literaturwissenschaft 64), S. 111–126.
- Paulsen, Nina: Erinnerung als Traumabewältigung in der Literatur der Russlanddeutschen: Einblicke in die Vergangenheit und Gegenwart der Literatur der Russlanddeutschen. In: Carsten Gansel (Hg.): Literatur der Russlanddeutschen und Erinnerung. Berlin: Okapi 2019 (=Edition Gegenwart – Beiträge zur neuesten deutschsprachigen Literatur und Kultur 1), S. 33–67.
- Podelo, Julia: ‚Russlanddeutsche‘ Texte im Literaturunterricht – Potenziale einer unbekannteren Literatur. In: Mark-Oliver Carl, Sieglinde Grimm und Nathalie Kónya-Jobs (Hg.): Ost-Geschichten. Das östliche Mitteleuropa als Ort und Gegenstand interkultureller literarischer Lernprozesse. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2021 (=Themenorientierte Literaturdidaktik 3), S. 137–153.
- Pohl, Otto J.: The Persecution of Ethnic Germans in the USSR during World War II. In: The Russian Review 75 (2016), Nr. 2, S. 284–303.
- Riedel, Monika: Die deutschsprachige interkulturelle Gegenwartsliteratur russischer Einwanderer und ihrer Nachfahren. In: Kai Witzlack-Makarevich und Nadja Wulff (Hg.): Handbuch des Russischen in Deutschland. Migration – Mehrsprachigkeit – Spracherwerb (=Slawistik 5), S. 569–583.
- Ritter, Alexander: Patriotische Akklamation als nationale Existenzbeschreibung. Deutschsprachige Schriftsteller im System der Sowjetliteratur. In: Alexander Ritter (Hg.): Deutsche Minderheitenliteraturen. Regionalliterarische und interkulturelle Perspektiven der Kritik. München: Südostdeutsches Kulturwerk 2001 (=Wissenschaftliche Arbeiten 88), S. 165–180.

- Robert Bosch Stiftung: Adelbert-von-Chamisso-Preis der Robert Bosch Stiftung. <https://www.bosch-stiftung.de/de/projekt/adelbert-von-chamisso-preis-der-robert-bosch-stiftung>, zuletzt aufgerufen am 07.08.2024.
- Rösch, Heidi: Migrationsliteratur im interkulturellen Kontext. Eine didaktische Studie zur Literatur von Aras Ören, Aysel Özakin, Franco Biondi und Rafik Schami. Frankfurt am Main: Verlag für Interkulturelle Kommunikation 1992 (=Interdisziplinäre Studien zum Verhältnis von Migrationen, Ethnizität und gesellschaftlicher Multikulturalität 5).
- Rösch, Heidi: Migrationsliteratur als neue Weltliteratur? In: Sprachkunst. Beiträge zur Literaturwissenschaft 35 (2004), Nr. 1, S. 89–109.
- Rudtke, Tanja: Kulinarische Lektüren. Vom Essen und Trinken in der Literatur. Bielefeld: transcript 2014 (=Lettre).
- Schenk, Klaus: ‚Blinder Regen. Kennen Sie den Ausdruck nicht?‘ Erzählen über Adoleszenz als transkulturelle Verhandlung. In: Oxane Leingang und Klaus Schenk (Hg.): Ost-westlicher Kulturtransfer in der deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2023, S. 195–222.
- Schmidt, Maike: ‚Aus dem Fremdsein allein entsteht kein guter Text.‘ Ästhetische Verfahren der aktuellen Migrationsliteratur. In: Simon Hansen und Jill Thielsen (Hg.): Tendenzen der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Narrative Verfahren und Traditionen in erzählender Literatur ab 2010. Berlin: Peter Lang 2018 (=Beiträge zur Literatur und Literaturwissenschaft des 20. und 21. Jahrhunderts 30), S. 133–156.
- Schmitz, Helmut: Einleitung: Von der nationalen zur internationalen Literatur. In: Helmut Schmitz und Terry Albrecht (Hg.): Von der nationalen zur internationalen Literatur. Transkulturelle deutschsprachige Literatur und Kultur im Zeitalter globaler Migration. Amsterdam/New York: Rodopi 2009 (=Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 69), S. 7–15.

- Schmitz, Walter und Daniela Kölling: Gibt es eine Literatur der Migration? Zur Konzeption eines Handbuchs zur Literatur der Migration in den deutschsprachigen Ländern seit 1945. In: Renata Cornejo, Sławomir Piontek, Izabela Sellmer und Sandra Vlasta (Hg.): *Wie viele Sprachen spricht die Literatur? Deutschsprachige Gegenwartsliteratur aus Mittel- und Osteuropa*. Wien: Praesens 2014, S. 55–76.
- Seifert, Elena: Žanr i etničkaskaja kartina mira v poëzii rossijskich nemcev v toroj poloviny XX – načala XXI vv [Genre und ethnisches Weltbild in der Poesie der Russlanddeutschen in der zweiten Hälfte des 20. bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts.]. Lage: BMV Verlag Robert Burau 2009.
- Seifert, Elena: Die russlanddeutsche Literatur in Deutschland an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Übersetzt von Henrieke Stahl. In: Henrieke Stahl und Hermann Korte (Hg.): *Gedichte schreiben in Zeiten der Umbrüche. Tendenzen der Lyrik seit 1989 in Russland und Deutschland*. Leipzig: Biblion 2016 (=Neuere Lyrik: Interkulturelle und interdisziplinäre Studien 2), S. 129–142.
- Shchyhlevska, Natalia: Historizität und Interkulturalität im Roman *Die Fische von Berlin* von Eleonora Hummel. In: *Germanica* 51 (2012), S. 173–187.
- Shortt, Linda: No Place like Home? Eleonora Hummel and the Russian German Past. In: Valerie Heffernan und Gillian Pye (Hg.): *Transitions. Emerging Women Writers in German-language Literature*. Amsterdam/New York: Rodopi 2013 (=German Monitor 76), S. 53–68.
- Skotak, Anika: Essen zwischen Kontrolle und Begehren. Konturen des Alimentären in Literatur und Bildender Kunst der Gegenwart. Würzburg: Königshausen & Neumann 2016.
- van den Brande, Deborah: ‚Aber dort leben, wo andere sind wie ich, das möchte ich gern.‘ Russian-German Migration, Exclusion and Identities in Eleonora Hummel’s Novels. In: *German Life and Letters* 68 (2015), Nr. 2, S. 154–170.

- Warkentin, Johann: Geschichte der rußlanddeutschen Literatur aus persönlicher Sicht. Stuttgart: Kohlhammer 1999.
- Weinberg, Manfred: Was heißt und zu welchem Ende liest man Migrantenliteratur? Mit Anmerkungen zum Werk Libuše Moníková's. In: Renata Cornejo, Sławomir Piontek, Izabela Sellmer und Sandra Vlasta (Hg.): Wie viele Sprachen spricht die Literatur? Deutschsprachige Gegenwartsliteratur aus Mittel- und Osteuropa. Wien: Praesens 2014, S. 15–36.
- Welsch, Wolfgang: Was ist eigentlich Transkulturalität? In: Dorothee Kimmich und Schamma Schahadat (Hg.): Kulturen in Bewegung. Beiträge zur Theorie und Praxis der Transkulturalität. Bielefeld: transcript 2012 (=Kultur- und Medientheorie), S. 25–40.
- Weyer, Anselm: Kutteln und Wein. Identitätskonstruktion durch Essen und Trinken im Werk von Günter Grass und Robert Gernhardt. In: Heinke M. Kalinke, Klaus Roth und Tobias Weger (Hg.): Esskultur und kulturelle Identität. Ethnologische Nahrungsforschung im östlichen Europa. München: Oldenbourg 2010 (=Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im Östlichen Europa 40), S. 87–104.
- Wikipedia: Astana. <https://de.wikipedia.org/wiki/Astana>, zuletzt aufgerufen am 07.08.2024.
- Wilhelmer, Lars: Transit-Orte in der Literatur. Eisenbahn – Hotel – Hafen – Flughafen. Bielefeld: transcript 2015 (=Lettre).
- Willms, Weertje: ‚Wenn ich die Wahl zwischen zwei Stühlen habe, nehme ich das Nagelbrett.‘ Die Familie in literarischen Texten russischer MigrantInnen und ihrer Nachfahren. In: Michaela Holdenried und Weertje Willms (Hg.): Die interkulturelle Familie. Literatur- und sozialwissenschaftliche Perspektiven. Bielefeld: transcript 2012 (=Interkulturalität. Studien zu Sprache, Literatur und Gesellschaft 2), S. 121–141.
- Willms, Weertje: Zum Zusammenhang von Identität und literarischer Form in Texten russisch-deutscher Autorinnen der Gegenwart am Beispiel von Julya Rabinowich und Lena Gorelik. In: Thomas

Klinkert (Hg.): Migration et identité. Freiburg im Breisgau/Berlin: Rombach 2014 (=Freiburger Romanistische Arbeiten 7), S. 169–194.

Worbs, Susanne, Eva Bund, Martin Kohls und Christian Babka von Gostomski: (Spät-)Aussiedler in Deutschland. Eine Analyse aktueller Daten und Forschungsergebnisse. Nürnberg: Bundesamt für Migration und Flüchtlinge 2013.



Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler stellen eine der größten Migrationsgruppen in Deutschland dar. Dennoch sind viele Aspekte ihrer Geschichte und Kultur bis heute nur spärlich erforscht. Dies gilt in ganz besonderem Maße für ihre Literatur. Diese Arbeit hat es sich deshalb zum Ziel gesetzt, die bisher kaum untersuchte Literatur der Russlanddeutschen näher zu beleuchten. Exemplarisch wird dies an zwei Werken der Gegenwartsliteratur durchgeführt: Eleonora Hummels *Die Fische von Berlin* (2005) und Elina Penners *Nachtbeeren* (2022). Die Literaturlauswahl spiegelt dabei das für die russlanddeutsche Geschichte prägende Gefühl einer ‚doppelten Fremdheit‘ wider: Erzählt *Die Fische von Berlin* von den Ausreisebemühungen und der Alltagsdiskriminierung einer russlanddeutschen Familie in den 1980er Jahren der Sowjetunion, schildert *Nachtbeeren* hingegen die Desillusionen und Integrationsschwierigkeiten einer russlanddeutsch-mennonitischen Familie im Deutschland des Jahres 2020.

Im Mittelpunkt der Arbeit steht dabei die Frage, ob man für die russlanddeutsche Literatur eine ihr eigene, distinktive Migrationspoetik postulieren kann? Erfolgt die literarische Verarbeitung von russlanddeutscher Migration also mit ähnlichen literarästhetischen Strategien oder unterscheiden sich die gewählten Verfahren je nach erzähltem Zeitpunkt der Migrationsbiographie?

Zur Beantwortung dieser Frage wird eine textnahe Interpretation mit einer sozio-historischen Lektüre verknüpft, die die Geschichte der Russlanddeutschen ebenso wie ihre Literaturgeschichte einbezieht. Konkrete Analyseaspekte umfassen für *Die Fische von Berlin* das Deutschland- und Russlandbild, Vergangenheits- und Traumabewältigung sowie die Bedeutung von Transiträumen; für *Nachtbeeren* die Verhandlung von Identitätskrisen, die sozioökonomische Marginalisierung als auch die Bedeutungsgehalte der Essenssymbolik. Es zeigt sich: Trotz der Darstellung unterschiedlicher Zeitpunkte der Migration weisen die beiden Romane bemerkenswerte literarästhetische Parallelen auf formaler und inhaltlicher Ebene auf.

ISBN 978-3-98989-051-0



www.uni-bamberg.de/ubp/